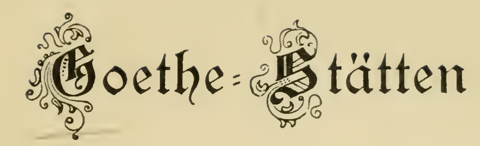

A
0
0
0
5
1
4
4
4
9
8
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY


GOETHE
FORSCHUNG
GUENTHER HEYD







Goethe-Stätten

und andere

Erinnerungen aus Thüringen.

Von

A. Trinius.



Berlin

Verlag von Leonhard Simion Nf.

1904.

Herrn Leopold Perch

in

Charlottenburg

freundlichst gewidmet

vom

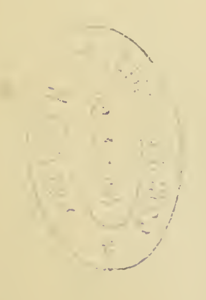
Verfasser.

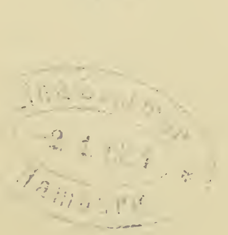




Inhalt.

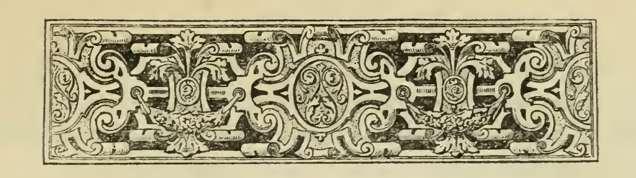












Eine Goethestätte Thüringens.

Thüringen und sein Thüringer Wald sind ja wie kein anderer deutscher Gau überreich an klassischen Stätten, zumeist durch das Erinnern an die Heroen des weimarischen Dichterkreises, an Deutschlands zweite Blütezeit höchster Dichtung. Eine Fülle von Städten, Ortschaften, Landschaften, Punkten erzählen uns von „ihm", dem Liebling der Götter und — der Frauen: Goethe. Als überschäumender Jüngling, als reifer Mann ist er hier gewandelt; von dem stattlichen Greise, den es noch so manchmal in die grüne Einsamkeit zog, „Wunden des Herzens" auszuheilen, kündet uns ebenfalls so mancher freundliche Ort. Namen wie Weimar, Dornburg, Ilmenau mit seiner köstlichen Bergwaldumgebung, das lustige Jena, noch manche andere sind in aller Munde. Doch nur die Goethekenner wissen wohl, daß auch Wilhelmsthal, der anmutige großherzogliche Sommersitz südlich von Eisenach, in dem Leben des großen Dichters keine unwesentliche Rolle gespielt hat. Denn wie tief ihn der Zauber dieses friedvollen Erdenwinkels anzog, beweist, daß er in seinem Roman „Die Wahlverwandschaften" bis aufs Feinste und Intimste die Landschaft Wilhelmsthal noch einmal aufleben ließ. Noch heute vermag man völlig den Spuren seiner Romanhelden anteilsvoll hier nachzugehen, welche das Geschick in Wilhelmsthal zusammenkommen ließ. — — —

Die meisten Besucher, welche Wilhelmsthal aufsuchen, nehmen entweder von Eisenach her ihren Weg über die „Hohe Sonne“, oder sie klimmen von Ruhla aus zum Rennstieg empor, wandern ihn ein Stück unter rauschenden Buchen hin, um dann seitlich hinab zu dem großherzoglichen Sommersitze zu steigen.

Ehemals hieß diese Talgegend Wintershausen, nach einem hier gelegenen Hofe, welcher bereits im Jahre 1419 erwähnt wird. Aus dem Hofe ward eine Wildscheuer, deren Heu nach Eisenach und auf die Wartburg wanderte. 1686 stand hier ein kleines Jagdschloß, die „Prunstau“, welches dann einem Lustschlosse Platz machte, das Herzog Johann Wilhelm von Eisenach im Jahre 1711 aufführen ließ. Zugleich grub man das große Becken zum See und leitete das Wasser der Ellna hinein. Dem Schöpfer zu Ehren wandelte sich fortan der Name Wintershausen in Wilhelmsthal um.

Sein Nachfolger, Wilhelm Heinrich, zugleich der letzte Herzog von Eisenach, legte noch einen reich besetzten Tierpark hier an. Wie sein Vater, liebte auch er es, seine Ausfahrten häufig mit einem Gespann von sechs starken Hirschen zu unternehmen. Als er dann einmal, vom Schlosse zu Marksuhl kommend, mit seinem seltsamen Gefährt in Wilhelmsthal anlangte, da rannten die Hirsche, vom Durst übermannt, geraden Wegs in den See hinein. Nur durch einen kühnen Sprung rettete sich der Herzog vor dem Tode. Doch das Vergnügen an ähnlichen „Lustfahrten“ war ihm gründlich genommen. Das Gefährt ward für immer abgeschafft.

1741 starb Herzog Wilhelm Heinrich. Sein Land fiel an Weimar. Der spätere Großherzog Carl August ließ die jetzigen einfachen Schloßgebäude aufführen und den bisher im französischen Stil gehaltenen Park nach englischen Vorbildern anlegen. Mit diesem Fürsten kam denn auch Goethe oft hierher. Damit empfing Wilhelmsthal für alle Zeiten seine klassische Weihe.

Am 7. November 1775 war Goethe in Weimar eingetroffen, strahlend in Ruhm und berückender Jugendschönheit. Wie im Wirbelwinde riß er alles mit sich fort. Wer sich ihm nahte, beugte sich dem Banne dieses Götterjünglings. Wie hatte er einst Wieland doch verspottet! Und wie begeistert, berichtet letzterer nach seiner ersten persönlichen Begegnung mit ihm an Jacobi: „Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Tautropfen von der Morgensonne." Und Knebel schreibt: „Goethe ging wie ein Stern in Weimar auf, jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen." Sein Wertherkostüm wurde zum Vorbilde für den ganzen Hof. Bald schlug das trauliche „Du" eine Brücke der Freundschaft zwischen Herzog und Dichter, welche bis zum Tode bestehen sollte. Genialität und Jugend ließ alle zusammenstehen. Alle Tollheiten und Ausgelassenheiten wurden gemeinschaftlich ausgeführt.

Manchmal freilich packte Goethes Dichterherz eine große Sehnsucht, aus diesem überschäumenden Kreise für einige Zeit zu fliehen. Dann unternahm er kleine Reisen, „um wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen." Goethe ganz an sich zu fesseln, ernannte ihn der Herzog durch Dekret vom 11. Juni 1776 zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Konseil.

Infolge der Amtsgeschäfte im eisenachischen und dem weimarischen Oberlande, sowie der Jagden im Zillbacher Forst — dem Auerhahnrevier unseres Kaisers! — kam nun Goethe auch jährlich wiederholt nach Wilhelmsthal. Anfänglich scheint seine Neigung für diesen Ort nicht besonders gewesen zu sein. Er lag ihm zu tief und erschien ihm auch zu feucht. Daraufhin deuten wenigstens verschiedene Stellen seiner Briefe an die Geliebte jener Tage, Frau von Stein.

Als im September 1777 der Herzog mit dem Hofe zur

Jagd sich nach Wilhelmsthal begeben hatte, war Goethe, welcher damals an einem schmerzhaften Zahngeschwür litt, mit Genehmigung seines fürstlichen Freundes auf der Wartburg geblieben. Von dort oben schreibt er am 13. September an Frau von Stein: „Hier wohne ich nun, Liebste, und singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in die Höhe und Herrlichkeit gebracht hat.“ Weiter heißt es dann: „Liebste, diesen Abend denk' ich mir Sie in Ihrer Tiefe, um Ihren Graben im Mondschein beim Wachtfeuer, denn es ist kühl. In Wilhelmsthal ist's mir zu tief und enge, und ich darf doch noch in der Kühle und Nässe nicht in die Wälder die ersten Tage hier oben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen, vom Stuhl hinübersegnen könnte!“ —

Am 12. Dezember 1781 schreibt er am Abend aus Wilhelmsthal an die Geliebte: „Ich bin nun hier in Wilhelmsthal und will und muß abwarten, was geschieht. Heute früh wollte ich fort, dann aber ging's nicht, und es wäre eine Unschicklichkeit geworden, wenn ich gegangen wäre. Wie Du alles erfahren sollst, liebe Beichtigerin.“ — „Der Herzog tut etwas Unschickliches mit dieser Jagd, und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden. Die anderen spielen alle ihre Rollen. Ach, Liebe, wie lieb ist mir's, daß ich keine spiele. Ich lasse mich als Gast traktieren und lasse mir als einem Fremden klagen; es geht nichts besser und nichts schlimmer als sonst, außer, daß der Herzog nicht mehr weiß, was er will, wenn er nur was Besseres wollte. Kein Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist, denn er mag gern Hof haben.“ Bezugnehmend auf ein am Sonntage stattfindendes Festmahl fährt der Dichter mißgelaunt fort: „Des Hin- und Wiederfahrens, Schleppens, Reitens, Laufens ist keine Rast. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt, und am Ende geschieht alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist, und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt ich's loben,

da es aber nur auf ein paar zerbrochene Rippen, verschlagene Pferde und einen leeren Beutel abgesehen ist, so hab ich nichts damit zu schaffen. Außer daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke!" —

Im Jahre 1783 gehen wieder einige Briefe aus Wilhelmsthal an Frau von Stein ab. Alles blüht und singt in dem lieblichen Tal. Doch so recht kann sich Goethe noch immer nicht mit diesem Aufenthalte versöhnen. Vielleicht, daß auch die Sehnsucht nach der Geliebten ihm Auge und Sinn trübten. Dafür ist er mit seinem Fürsten zufrieden. „Der Herzog", schreibt er, „ist auf guten Wegen, wir haben über viel Dinge gar gut gesprochen, es klärt sich vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen andere wohltätiger werden." Zwei Tage später, am 18. Juni, teilt er der Frau von Stein mit: „Mich verlangt sehnlich zurück, der Herzog will auf Meiningen gehn, und ich will zu Dir. Ich habe gezeichnet und ein Kapitel zu Wilhelm geschrieben. Der Aufenthalt ist hier nicht angenehm, Nebel und Feuchtigkeit dringen durch Berge, Wälder und Wohnung."

Von da ab klingen keine Klagen mehr über Wilhelmsthal durch Goethes Briefe. Der Ort war ihm nach und nach doch lieb geworden. Nicht nur in Amtsgeschäften kehrte er fortan hier ein, auch seine geognostischen und mineralogischen Studien führten ihn jetzt des öfteren nach Wilhelmsthal. Diese Besuche hörten erst im 19. Jahrhundert auf, als der Dichter, um ganz seiner Muse leben zu dürfen, eines großen Teils seiner Amtsgeschäfte enthoben ward und er sich immer mehr von dem ihm nicht mehr zusagenden Hofleben zurückzog.

Jetzt erst begann er wieder in Süddeutschland sich mehr umzuschauen, als erwache in dem älteren Manne eine lang geschlummerte Sehnsucht nach der Heimat. Im Herbst 1814 hatte ihm seine Vaterstadt Frankfurt am Main einen glänzenden Empfang bereitet, und als er am 5. Juli des folgenden

Jahres auf einer Höhe oberhalb Wiesbaden geweilt hatte, da schrieb er, dem doch Thüringen bisher so unendlich viel geworden war, an H. Meyer: „Manchmal kommt es mir doch wunderbar vor, daß ich meine Freunde und mich selbst hinter dem Thüringer Walde suchen muß, da man hier eine Viertelstunde Weges nur bedarf, um in die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten zu sehen."

Nach Wilhelmsthal kam er nicht mehr. Aber dem so lieblichen Orte bot er für seine einstige Abneigung eine wahrhaft glänzende Genugtuung. Mit deutlichen Strichen und in treuen, liebevollen Zügen hat er das Landschaftsbild in seinem Roman „Die Wahlverwandtschaften" mit hineingewebt, in jener wundersamen Erzählung, mit welcher er seiner heißen Liebe zu Minna Herzlieb, der „Ottilie" des Romans, eine poetische Weihe gab, und zugleich das tiefe Gefühl für das junge Mädchen dichterisch von sich löste.

„Es wird sich Ihnen," schrieb er am 23. September 1809 von Jena aus an den Geh. Rat v. Voigt, „ein wunderliches Gebilde in 14 Tagen bis drei Wochen präsentieren, dem ich eine freundliche Aufnahme wünschte. Selten wird in der Welt etwas genommen, wie es gegeben wird, es müßte denn das tägliche Brot vom Bäckerladen sein."

In den Tag- und Jahresheften lüftet er dann noch deutlicher den Schleier, welcher die verzehrende Leidenschaft für das liebe Mädchen verhüllen sollte. Er schreibt darinnen: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet. Der 3. Oktober 1809 (wo der Druck beendet war) befreite mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können."

Und nun wandele man die Pfade und Gänge durch Wilhelmsthal, und man wird staunen, mit welcher Deutlichkeit uns Scene auf Scene des so oft bewunderten und ebenso oft getadelten Romans wieder plastisch vor Augen tritt.

Das sind die Parkwege, deren Anlegung uns in dem Roman so anschaulich geschildert werden! Die „Mooshütte“ finden wir im „Schwalbennest“ droben an der Wand des Kart=häuserberges wieder. Bekannte Baumgruppen scheinen uns zu grüßen. Jenseits des Sees schaut hinter vollen Baumwipfeln der lichte Gasthofsbau hervor, welcher in dem Roman eine so bemerkenswerte Rolle spielt. Vor allem aber lockt der See selbst zu süßem Denken und Sinnen! Auf ihm stand der Kahn unbeweglich still, als Ottilie in ihm kniete, fassungslos über die entseelte Hülle des ertrunkenen Kindes gebeugt und dann dásselbe unter Tränen, Küssen und Anhauchen an ihre reine, nackte Brust drückend. — — —

Das ist der stille Zaubersitz Wilhelmsthal. Er spricht zu jedermanns Gemüt. Wer aber weiß, was hier einst kam und ging, welche Erinnerungen sich damit verknüpfen, dem redet er noch seine ganz eigene Sprache. Goethes großes Auge ruhte einstens auf diesem Tale, und so bleibt sein Name dauernd mit ihm im Einklang.

Auf klassischen Pfaden.

I.

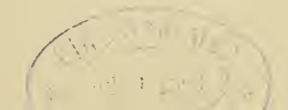
Wenn heute Herzog Karl August, Goethe und die übrige ausgelassene Schar des weimarischen Kreises noch einmal Ilmenau aufsuchte, wie solcher im 18. und 19. Jahrhundert so oft und gern nach Ilmenau geeilt kam, um fern dem steiferen Hofleben hier in übermütiger Ungebundenheit Tage und Wochen zu vertollen: ich zweifle stark, ob er das alte, liebe und närrische Bergnest wiedererkennen würde. Wohl hat sich die damalige Stadt noch ziemlich erhalten, wenn man jetzt auch beginnt, da und dort Bresche zu schlagen und statt der freundlichen einstöckigen Häuschen höhere und glänzendere Nutzbauten auszuführen. Aber dieses Alt-Ilmenau bildet heute doch nur den Kern der ganz bedeutend erweiterten Stadt. Die Tage sind dahin, da die breite Lindenstraße mit ihren unter Goethe gepflanzten schattigen Bäumen noch draußen, „nach Manebach hin" lag. Heute ist sie die lebendig durchpulste Verkehrsstraße zwischen der Altstadt und einem ganz reizenden Villenviertel geworden, das sich an der Straße nach dem Gabelbach und dann rechts hinein in den lieblichen Ilmgrund im letzten Jahrzehnt entwickelte und fortan als der eigentliche Kurort angesehen werden muß.

Hier, wo die flüsternde Ilm aus den stolzbewaldeten, von Goethes Poesie für immer verklärten, steil ansteigenden Bergen hinaus in das hügeldurchsetzte, von vielen Teichen durchblitzte

Vorland tritt, wird sich für kommende Zeiten nun das heitere Kur- und Badeleben Ilmenaus abspielen. Lindenberg, Hohe Schlaufe, Steinbachswand und Höllkopf rahmen flußauf hier rechtsufrig das herrliche Tal ein. Gegenüber türmt sich die Sturmheide auf, an deren Hange Goethe einst so gern den zu den Ilmenauer Bergwerken sprudelnden Berggräben entgegen wanderte, zu dem Porphyrkoloß Schwalbenstein, in dem daselbst sich erhebenden holzbeschlagenen Pürschhäuschen zu zeichnen. Das schöne Talbild dieses Teiles Ilmgrund findet dann einen reizvollen Abschluß durch den Doppelort Kammerberg-Manebach, dessen schieferbedeckte Hütten malerisch die steilen Wände hoch hinauf klettern und mit den grünen Matten, den weidenden Herden fast einen alpinen Eindruck gewähren.

Geschützt von allen Seiten, umrauscht von den immergrünen Bergwäldern, geweiht durch klassische, unvergängliche Erinnerungen, hat sich der „Kurort" Ilmenau somit ein ganz prächtiges Stückchen Thüringer Wald ausersehen. Denn wie Gesundheit geht es von diesen Bergen nieder. Bereits Herder, der mit seiner Familie im Juli 1780 hier längere Zeit weilte, schreibt am 9. September hierüber an Hamann: „Die Gegend ist so herrlich, die Luft so leicht und rein, Berge, Täler und die Fichtenwälder, die auf jenen zum Himmel steigen, so erquickend und so wie der liebe Schlaf, so alle Speisen außerordentlich gesund, leicht und wohlschmeckend, daß wir oft sagten: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen." Drastischer und bezeichnender hatte sich freilich Kaiser Heinrich I. ausgedrückt, da er die „Champagnerluft" am Kickelhahn oberhalb Ilmenau begeistert pries und sich deshalb daran machte, im Jahre des Heils 933 am 1. April die seitdem berühmt gewordene Gemeinde Gabelbach zu gründen.

Ilmenau nennt sich zwar gleich Friedrichroda noch immer gern eine „Bergstadt", da es so traulich klingt, so mollig und behaglich die Alteingesessenen an entschwundene Tage erinnert,



da man noch „unter sich“ war, draußen die Welt noch nicht mit so neugierigen Augen durch die Fenster und Dächer des friedlich abgeschlossenen Städtchens blickte — doch eine Bergstadt im Sinne des Bergwerkbetriebes ist es schon längst nicht mehr.

Verlassen und vernagelt liegen die Stollen an der Sturmheide, und die Berggräben wurden zugeschüttet und in schattige Waldpfade umgewandelt. Nur bei den Dörfern Kammerberg und Oehrenstock wird noch etwas auf Kohle und Braunstein gemutet. Aber durchwühlt und durchforscht ist auf Stunden rings das gesamte Bergrevier. Am Lindenberge gähnen da und dort verfallene, verstrüppte und schwach bemooste Schachte, durch deren trügerische Decke erst vor einigen Jahren ein mit frisch gebrochenen Steinen gefüllter Wagen nebst Pferd rettungslos in der Tiefe verschwand. Wie durchsiebt erscheint der Wald- und Bergstrich zwischen Ilmenau, Roda und Elgersburg. Zahllose Tümpel und Teiche deuten da dem Wanderer an, wo aus den Erdfällen und Bergwerksschachten das Wasser aus unterirdischen Tiefen emporquoll.

Die Zeiten, wo die Henneberger aus selbst geschürftem Silber in Ilmenau ihre so kunstvoll modellierten Taler prägen ließen, sie liegen weit zurück. 1739 war der Bergbau in und bei Ilmenau ins Stocken geraten. Erst Herzog Karl August und Goethe faßten begeistert den Gedanken auf, den Bergbau aufs Neue zu beleben. 1777 begannen die Vorarbeiten, 1784 konnte der Betrieb beginnen. Die Einweihungsfeier gestaltete sich sehr anziehend und eigenartig. Kein Geringerer als Goethe selbst war in Bergmannskleidern erschienen und führte mit zierlicher Keilhaue den ersten Schlag aus. Doch die Ausbeute stand nicht im Verhältnis zu den hohen Kosten, und so mußte man am Ende des Jahrhunderts den gesamten Bergbau wieder einstellen. Im Rücken der Altstadt, am Hange der Sturmheide, wie auch unweit der Tannenbrücke nahe der Ilm erzählen uns noch ganz gewaltige Schlacken-

halden von der bergmännischen Tätigkeit der einstigen Bergstadt.

Alle stille Gegenwehr und aller schwer verhaltene Groll der Alteingesessenen hat es nun doch nicht verhindern können, daß in immer breiteren Wellen fremder Zustrom sich festnistete, frischer Wagmut und reger Geist die sanfte Behaglichkeit aufrüttelte und dem Stadtbilde binnen wenigen Jahrzehnten ein völlig neues Gesicht gab, die Einwohnerzahl verdoppelte, Handel und Wandel hob und mit dem Weltmarkte in Verbindung brachte. Und noch hat die so schön aufblühende Stadt lange nicht ihren Höhepunkt der Entwicklung erreicht. Drei Seelen, möchte man jetzt fast sagen, wohnen in der Brust des schlichten Ilmenauer Bürgers, dessen Zufriedenheitsbarometer ja allein nach dem persönlichen Wohlsein und den durchs Dach tropfenden Landesmünzen zu bemessen ist. Er liebt sein Alt-Ilmenau, dessen landschaftliche Schönheit und klassische Erinnerung alljährlich so viel Tausend Fremde als Kurgäste und Sommerfrischler heranlocken. Er schwärmt für das vor einigen Jahren neubegründete „Thüringer Technikum", dessen jährlich wachsende Schar Studierender die Wohnungspreise haben so hübsch in die Höhe steigen lassen und die auch sonst auf Konto der Alten manche Doppelkrone springen machen und der Stadt durch Flaggenhissen, Kommerse und feierliche Aufzüge Schaugepränge und Unterhaltungsstoff bieten. Er kann aber auch da draußen dem durch Handel und Industrie wie über Nacht emporgewachsenen Neu-Ilmenau seine Achtung nicht versagen. Dieser Dreiklang gibt übrigens der heiteren Bergstadt wirklich etwas ungemein Frisches und Anregendes, zumal der eigentliche Kurort von dem Getriebe der Fabrikstadt völlig unberührt bleibt. Denn wie ein Puffer schiebt sich die Altstadt dazwischen.

Noch eines merkwürdigen Ruhmes durfte sich Ilmenau bis zu diesen Tagen freuen. Es war wohl das einzige deutsche Städtchen dieses Umfanges, das noch keine —

Brauerei besaß. Im Hinblick auf den Leertrieb der vielhundert Studierenden und im eigensten Interesse ist nun diesem beschämenden Mangel abgeholfen worden. Zwei stattliche Brauereien haben sich durstlöschend im Weichbilde der Stadt festgesetzt. — —

Alt-Ilmenau als ein ehrwürdiges Städtlein zu bezeichnen, hält etwas schwer. Zu furchtbar haben wiederholte Brände in seinen Gassen gewütet und damit ausgetilgt, was noch aus früheren Jahrhunderten sich erhalten hatte. Aus den Tagen der Regierung der Henneberger ist denn auch nichts mehr zu uns herübergekommen. Dieser Ausfall wird durch den Reichtum klassischer Erinnerungen an die große weimarische Dichterzeit aber völlig wett gemacht. In Alt-Ilmenau und seiner Berge Kranz hallt jeder Fußbreit wieder von Namen, die mit goldenen Lettern in die Literaturgeschichte des deutschen Volkes für immer eingetragen sind.

Es fehlt denn auch in den Hauptstraßen der Altstadt nicht an Gedenktafeln längs der Häuserzeilen. Doch alle Namen überstrahlt immer wieder der eine: Goethe! Ilmenau ist eine echte Goethestadt. Unverwelklich bleibt ihr dieser Ruhm. Wie stille, heimliche Weihe schwebt es über ihr. Nicht der sorgende Minister, nicht die hohe, ernste Greisengestalt des Dichters haben Ilmenau in solchen Glanz für uns Deutsche gerückt. Die leuchtende Jünglingsgestalt des Unsterblichen allein ist es gewesen, die in blühender Jugendfrische mit sehnend-überquellendem Herzen hier wandelte, in menschlicher Schönheit und Leidenschaft, mit der Stirn gleichsam die Wolken rührend und doch mit allen Fasern seines Empfindens lebenshungrig, liebesdurstig sich an die Mutter Erde klammernd. Denn Goethes Sturmzeit fällt mit Ilmenau zusammen. Auf schäumendem Rosse über die Waldberge stürmend, die Philister nachts in Gemeinschaft mit dem jugendlichen Herzog und Freund durch Peitschenkonzerte auf dem Marktplatz aus dem Schlaf rüttelnd; dann wieder jagend, in Waldeinsamkeit

seufzend, dichtend, zeichnend, oder im Walddorfe Stützerbach die dunkeläugigen Mädels im Tanze bis zum frühen Morgen schwenkend — das war der Goethe Ilmenaus, und so wird er auch immer im Erinnern bleiben. Seine Lieder sind dessen Zeugnis, und in den ersten Büchern seines Romans „Wilhelm Meister" hat er ja selbst scharf umrissen Ilmenau wie seine Umgebung gezeichnet. Erst vor wenigen Jahren ward in Stützerbach ein Ober-Holzhauer zu Grabe getragen, der als ein natürlicher Enkel Goethes in seiner hohen, steifen Gestalt, im Gesicht und Wesen so überzeugend an den großen Dichter und — Liebling der Frauen erinnerte.

Und trotz des heißblütigen Liebeslebens, dem Fürst und Poet sich damals in schrankenloser Kraft und Freiheit hingaben, stand doch bereits für Goethe das Bild der Frau v. Stein beherrschend und bestimmend in der Seele. Keine von all den Mädchen und Frauen, die je seinen Lebensweg kreuzten, hat es verstanden, auf so lange Zeit des Dichters Herz sich untertan zu machen, als diese kinderreiche kluge Frau. Hätte Goethe es vermocht, Herr dieses tiefen Zaubers zu werden, vielleicht wäre der Wunsch seiner Freunde in Erfüllung gegangen und die hoheitsvolle Corona Schröter wäre seine Lebensgefährtin geworden, die an Genie, Schönheit und hohem Wollen ihm so ebenbürtig war — die Einzige, die als gleichberechtigt ihm als Stern aufging. Doch das Geschick hatte es anders bestimmt. Der Jupiter von Weimar begnügte sich mit einer Vulpius.

Auch Ilmenau erzählt von der genialen Künstlerin. Ecke der Post- und Schwanitzstraße stand noch, an Stelle des Neubaus „Sächsischer Hof", das Sterbehaus der Corona Schröter, wo sie am 23. August 1802 aus dem Leben schied — zu früh für die Kunst, zu früh für die sie verehrende Welt. Ihr irdisch Teil ruht auf dem Gottesacker von Ilmenau. In der Nähe des Einganges und unweit der Mauer ist ihr Grabstein zu schauen. Der Weg vom Sterbehause bis dorthin führt über den Markt-

platz, vorüber zur Straße nach Roda. Schritt für Schritt weckt hier das Angedenken an den großen Dichter, ruft ganze Scenen aus seinem „Wilhelm Meister“ wieder wach. Noch schauen sich die beiden Gasthäuser „Sonne“ und „Adler“ in die Fenster; noch rieselt der Brunnen in dem alten Steinbecken; da steht das Schlößchen, in dem Goethe so oft wohnte und wohl aus jedem Fenster behaglich auf das Leben des Marktes drunten schaute, desselben Platzes, auf dem Mignon den Eiertanz ausführen mußte. Der Graben, der einst das Schloß umzog, ist verschwunden. Von dem Schloßpark haben sich nur noch einige sehr schöne alte Baumgruppen und verwetterte alte Steinsitze erhalten. Die breite Straße führt jetzt vorüber. Gegenüber liegt auf der Stelle, wo sich einst der Sitz der Käfernburger erhob, die Frohnveste, die ja auch in dem mehrfach genannten Roman eine Rolle spielt, gleich wie die „dicke Eiche“ auf dem Wege nach Martinroda, die, vom Sturm niedergeworfen, heute aber noch als ein Erinnerungsstück an die Goethezeit heilig gewahrt am Platze liegt.

Auch die große Porzellanfabrik oberhalb des Friedhofes besteht noch. Goethe führt sie in seinem „Wilhelm Meister“ an. Seine kunstsinnige Einwirkung auf ihre Erzeugnisse gab ihr einst Ansehen und Bedeutung. Die entzückenden kleinen Medaillons, die unter Goethe nach klassischen Vorbildern hier entstanden, weiß auf lichtblauem Grunde, wie feingeschnittene Kameen, täuschend wirkend, bilden heute einen Schatz für Kenner und Liebhaber. Die Porzellanfabrik, in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, überflutet heute freilich den Markt nur noch mit billigen Massenartikeln und hat jedes höhere Streben aufgegeben.

Der ursprüngliche, von einer weimarischen Prinzessin entworfene Grabstein, der zuerst den Hügel schmückte, der Corona Schröters irdisch Teil deckt, war vor ein Paar Jahrzehnten abhanden gekommen. Pietätvoll wurde ein neuer Stein gesetzt, auf dem aber die liebe thüringer Gemütlichkeit be-

züglich der Lautverwechslung einen recht dummen Streich spielte, indem sie das „t" des Hauptnamens in ein „d" wandelte. Neuere Untersuchungen sollen übrigens ergeben haben, daß der Stein vielleicht gestohlen wurde, jedenfalls aber nicht verloren ging, sondern heute, umgekehrt, als Trittstufe zum Rathause am Markte dienen soll, an derselben Stelle also, wo nach allen Biographen am Fastnachtstage 1784 Goethe stand und an die zusammengeströmten Ilmenauer eine Rede hielt. Er blieb zwar mitten drinnen stecken und verlor den Faden, aber nicht die Selbstbeherrschung. Nach einer ziemlichen Pause von mehreren Minuten setzte er dann seine Rede fort, und als er nun wirklich geendet hatte, blieben die Zuhörer noch andächtig stehen, in der Meinung, er würde noch einmal fortfahren.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Ilmenau, Spätherbst 1898, wurde mir übrigens mitgeteilt, daß jene Fastnachtsrede nicht vor dem Rathausportale, sondern vor der Tür des Gasthauses „Zum Löwen" an der Lindenstraße gehalten worden sei, demselben Gasthause, in dem der Dichtergreis Ende August 1831 für einige Tage abstieg, um am 28. August die in Weimar „diesmal sehr gesteigerte Feier" fern von der Residenz mit seinen beiden Enkeln zu begehen. Es sollte die stille Feier seines letzten Geburtstages sein. Doch auch diese neueste „Entdeckung" steht nicht ganz mit der geschichtlichen Wahrheit im Einklang. Man müßte denn annehmen, daß Goethe zweimal in Ilmenau eine Rede hielt und ihm jedesmal das Mißgeschick wiederfuhr, stecken zu bleiben. Denn diese so oft angeführte Rede zu Ilmenau war überhaupt keine Fastnachtspredigt, sondern diente ernsterem Wirken. In einem von mir jüngst aufgestöberten Schriftchen, finde ich folgendes. Die Rede galt der Eröffnung des wieder eingerichteten Bergwerks zu Ilmenau. Die vom Herzog eingesetzte Kommission setzte sich aus den Geh. Räten v. Goethe und v. Voigt zusammen. „Am 24. Februar 1784", so heißt es nun weiter, „leitete

Goethe die solenne Wiedereröffnung des Bergbaus durch eine im Posthause zu Ilmenau vor einer zahlreichen Versammlung gehaltene Rede ein, während welcher die Knappschaft auf dem Platze vor dem Hause um ihre alte Fahne stand und sich hierauf in die Kirche zu einem feierlichen Gottesdienst begab. Goethe blieb übrigens mitten in der Rede stecken, und da er das Manuskript nicht aus der Tasche holen wollte, ließ er die Zuhörer wenigstens zehn Minuten lang in einer peinlichen Stille warten, bis er den verlorenen Faden wieder gefunden hatte." —

Ich war diesmal im Dezember nach Ilmenau gegangen, um dort dem Winter die Hand zu schütteln, der sich in unseren Vorbergen nicht einstellen wollte. Denn die trauliche Goethestadt liegt 200 m höher als die gothaische Puppenstadt am Fuße des Tennebergs. Mein Herz sehnte sich nach Schlittengeläut, Schneeballschlachten der Kinder auf den Gassen, nach eisflimmernden Berghäuptern des Gebirges. Doch ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wenn man in den Tagesblättern liest, daß im Dezember der Flieder in Thorn zu blühen beginnt und fern in Ostpreußen laute Gewitter niedergehen, so braucht man nicht im „Herzen Deutschlands" auf den Grimmbart Winter zu lauern. Jenseits der Alpen, im Lande der Schönheit, Schneestürme und Frost, und hier Regengüsse, wogende Nebel, vereinzelte Sonnenblicke, laue Lüfte. Alles wie aus- und umgewechselt. Soviel stand fest: der Winter war auch hier nicht zu erwarten und mußte auf seiner Wanderung nach Deutschland irgendwo wegmüde hinter einem Zaune eingeschlafen sein. Ich blieb, bis das heimliche Summen der Weihnachtsglocken immer näher rückte, und auf dem Markte die ersten Christbäume aus den Bergen anlangten. Da schlug ich mich wieder heimwärts. Aber es war doch wieder eine recht schöne, behagliche Zeit und vielfach auch anregend.

Die Luft war wie durchsetzt von der jetzt ihrer Entscheidung entgegendrängenden Eisenbahnfrage. Denn von Ilmenau sollte ein neuer Schienenweg über das Gebirge hinüber zum Westhange geschaffen werden, um in Schleusingen, dem alten Sitze der Henneberger, sich der bestehenden Verkehrslinie der Werra anzuschließen.

Der Feuereifer, der alle Gemüter einer Kleinstadt erfaßt, sobald der Plan einer Eisenbahn endgültig soll festgestellt werden, ist bezeichnend genug für das Jahrhundert des Dampfes. Alle anderen Interessen treten in diesen Wochen völlig zurück. Eisenbahn ist Trumpf! Politik, Senatorenwahl, Kirchenumbau, Elektrizitätswerk, Jahrmarkt, erster Winterball — das sind gleichgültige Dinge, abgestandene Begriffe. Für dergleichen geht man nicht ins Zeug. Heute gilts nur: geht die Bahn um oder durch die Stadt, am Waldesrand oder im Ilmgrund hin. Zwei Streitmassen stehen sich gegenüber. Auf der Straße, am Stammtisch, auf dem Gabelbach, auf der Fahrt, wo man sich trifft, da prallen die Gegensätze aufeinander. Die Stadt ist in zwei Heerlager geteilt und immer höher wogt der Kampf, unsichtbar dem nicht Eingeweihten, und doch brennend und scharf. Nachbar dreht dem Nachbar grollend den Rücken zu, selbst die Kirche kann den Seelenfrieden nicht geben, und was sonst vereint das Gotteshaus verließ, drückt sich jetzt gewitterschwer aus zwei Ausgängen hinaus. Drüben aber, in der Weinklause des „Luftdichten", wo allsonntäglich zwischen Kirche und Mittagsmahl eine halbe Flasche steigt, hockt man jetzt getrennt an kleinen Tischen, hie Ilmgrund, hie Waldrand, und der schöne deutsche Zutrunk: „Ihr Wohlsein!" — „Danke! Komme nach!" hallt nicht von Herz zu Herz.

Draußen in den Bergwäldern aber war nichts von all dem wogenden, gemütvernichtenden Streite zu merken. All diese Wochen bin ich wieder in dem prächtigen Revier weit und rings des Kickelhahns umhergestreift, still den Spuren

Goethes folgend und mich des unbeschreiblich tiefen Zaubers freuend, der über diesem Teile unseres Waldgebirges liegt.

Wenn man erst aus dem Reiche all der „Ruhen", Erinnerungsstätten, Aussichtspunkte, Kioske und ähnlichen nun einmal unvermeidlichen Beiwerke eines modernen Kurortes hinaus ist, dann umfängt uns hier eine so schweigende, ernste Einsamkeit, so viel ursprüngliche Waldesschönheit noch, daß man oft wie träumend dahinschreitet, in tiefbeseligenden Zügen den vollen Würzehauch der Wälder trinkend. Dazwischen rieselt und quirlt es aus hundert Wasseradern unter dem schwellenden Mose, zwischen glänzendem Steingeröll hin; vereinzelte Waldessänger sitzen in den obersten Wipfeln und singen leise, flüchtiges Wild wechselt vor uns hin, und im sanften Winde, der zwischen den feuchten Stämmen hinstreicht, rauschen geheimnisvoll die ausgebleichten, gelbbraunen, hohen Farrenwedel. Waldesdämmer löst heiteres Mattengrün ab, und dann gehts empor zum Bergfirst, bis der Blick freudig über unübersehbares Wipfelmeer, über Täler und ferne Bergzüge gleitet und das Herz höher in Wandersehnsucht schlagen läßt.

In die Tage meiner Ilmenauer Herbstfrische fiel auch wieder die ebenso originelle als lustige Kirmse auf Gabelbach. Der Schnee, welcher der Waldscenerie um Gabelbach ein so anziehendes Gepräge gibt, war freilich diesmal ausgeblieben. Trotzdem mundeten Rehbraten und Kloß ganz ausgezeichnet; ein echt bayerischer Trunk lief in Strömen, und als zur zwölften Nachtstunde der Gemeindediener Räumung des „Saales" anbefahl, um den „Dorfplan" frei zu machen, da stieg die Lust und der Lärm noch höher, und die bunten Röcke des dreiblättrigen, rotbäckigen Kleeblattes der Töchter des Waldwarts vom Gabelbach drehten sich bis zum Morgen unermüdlich im Tanze. Im Schmucke glänzendfrischen Edeltannengrüns prangten Wände, Bilder und was noch sonst Gabelbachs Festsaal füllt. Ja, mir wars sogar einmal, als

wieder ein Festlied gestiegen, die frischgefüllten Deckelkrüge aneinander klappten und die hochrot dreinblickenden Mädels ihre Kleider erwartungsvoll zum neuen Tanze glatt strichen, als lächelten die Schutzheiligen Gabelbachs, Scheffel und Bismarck, sich verständnisinnig an. —

Das „Rathaus" der Gemeinde Gabelbach, kurzweg sonst nur Gabelbach genannt, heißt bei den Waldbewohnern aber auch das „kleine Haus", im Gegensatz zum „großen Hause", dem einige Minuten bergan gelegenen Jagdschlößchen. Karl August und Goethe haben hier oft gewohnt. Jetzt ruft der Bau einen recht trübseligen Eindruck hervor. Die Möbel, dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts entsprechend, sind zum größten Teile nach anderen Schlössern drunten im Lande gewandert. Ratten und Mäuse verlustieren sich jetzt darinnen und der Verfall dieser immerhin literargeschichtlichen Stätte schreitet unaufhaltsam weiter.

In zehn Minuten erreicht man von hier die Kuppe des Kickelhahns. Zu Goethes Zeiten lag sie noch frei. Kartoffeln und Hafer gediehen da oben kümmerlich. Aber der Ausblick war von packender Schönheit. Heute hebt sich stolzer Hochwald über dem klassischen Gipfel, den Goethe und Scheffel einst besangen, ganz abgesehen von den zahllosen kleinen Sängern, die es drängte, ihrer Begeisterung Ausdruck zu geben.

Der massive Steinturm, der sich heute nur wenig über den grünen Fichtenhäuptern emporreckt, verdankt seine Entstehung der Großfürstin Maria Paulowna, welche im Herbst 1852 mit ihrem Gemahl, Großherzog Karl Friedrich, den Kickelhahn besuchte und sofort den Bau befahl, damit ein vollständiger Rundblick künftighin den Wanderer lohne. Am 8. Mai 1854 fand die sehr feierliche Grundsteinlegung statt. Von jedem Mitgliede des großherzoglichen Hauses wurde etwas Handschriftliches in die Kapsel des Grundsteins eingelegt, und bedeutungsvoll waren die Worte, die der Staatsminister

v. Watzdorf niederlegte: „Gebe Gott diesem Lande zu allen Zeiten Fürsten und Untertanen, die Gott fürchten, Wahrheit lieben, Gerechtigkeit und Treue üben, dann wird ihm auch zu allen Zeiten Ruhe und Wohlstand gesichert bleiben."

Es war kein leichtes Bauen da droben. Gar oft flüchteten die Arbeiter vor dem Unwetter und dem Trotz harter Elemente. 1855 stand der Turm vollendet da und die belebende Frühlingssonne grüßte goldig die gezackte Steinkrone und die luftigen Altane.

Vom Kickelhahnsturm, dessen Zinnen 883 m hoch über dem wogenden Wipfelmeere aufragen, sind es nur wenige Schritte zu der geheiligten Stätte, wo einst Goethe sein unsterbliches Nachtlied dichtete. Das erste, bretterbeschlagene Pirschhäuschen ward freilich 1870 ein Raub der Flammen. Man setzte ein anderes an seine Stelle, das sogar die Inschrift an der Wand wieder zeigt: Wer sich aber seine fromme Stimmung gern wahren möchte, der gehe nicht hinein. Draußen auf der Holzbank mag er niedersitzen und sich des wunderseligen Ausblicks freuen über das weite Waldgebirge bis hinüber zum Rennstieg, an dem der Schneekopf mit seinen stolzen Trabanten feierlich in die Wolken hineingreift.

Einer meiner Lieblingsgänge von Ilmenau aus bleibt ein Streifzug hoch über die Sturmheide und den Hangeberg hin. Da läuft auch noch die alte verlassene Schleusinger Straße durch Quellenmoore, Gestrüpp und Gestein hin. Die neue Straße zieht sich jetzt im Ilmgrund über Kammerberg-Manebach, Stützerbach entlang. Von dort unten klingt tagsüber das Schellengeläut der Frachtfuhrwerke leise hinauf; ab und zu auch das Posthorn. Ächzt erst die Eisenbahn nach Schmiedefeld hinan, dann wird auch Horn und Geläut zu Grabe getragen sein.

Jenseits der Kuppe des Hangeberges erreicht man die Schoppenwiese, eine herrlich gewellte Bergmatte, über die ein stiller Pfad quer von der Ilm hinüber nach Elgersburg sich

windet. Auch die Landesgrenze läuft darüber hin. Zwei alte, steinerne Herren halten da Wacht am Grenzrain zwischen Sachsen=Weimar und Gotha.

Wieder ein Stück Bergwald mit großen Fernblicken empor, gelangt man zur jach niederfallenden Bornwiese, von der die Marienquelle niederrieselt. In der Tiefe, von himmelstürmenden Bergriesen fast erdrückt, bauen sich die schiefergedeckten Hütten von Manebach=Kammerberg auf. Ein Bild von seltener Schönheit! Ich sah es im Mondflimmer und Sternenglanz, in Rauhfrost und Winterpracht, und dann wieder, als die Sonne nur noch im letzten glühenden Kusse an den Bergfirsten hing, während darunter die Schleier des Abends webten und über den Dächern leise Rauchwolken still aufstiegen.

Auch Goethe hat da unten gar manchmal geweilt. Das Gärtchen beim Kantor von Manebach war ihm ein Lieblingsziel, wenn er vom Schwalbenstein zu dem Dorfe niederstieg.

„Manebach beim Kantor", beginnt ein Brieflein, das er am 29. August 1777 an die geliebte Frau v. Stein richtet, auf deren Landgute er Tags zuvor seinen Geburtstag gefeiert hatte. „Zwischen Gebirg und Fichtenwald habe ich heute abend gesessen und zeichnen wollen, aber es ging nicht. Meinen Weg von Ihnen herüber habe ich gestern glücklich gefunden. Wie wohl ist mirs, daß ich erst bei Ihnen war. Wie lieb ich Sie habe, fühl ich erst wieder in dem Augenblick, da Sie vergnügt und munter waren, die Zeit her hab ich Sie nur leiden sehen, und das drückte mich so, daß ich auch meine Liebe nicht fühlte."

Zwei Tage später grüßt er die Freundin von Ilmenau aus: „Ich schicke Ihnen, was ich den 30. in des Kantors Gärtchen gezeichnet habe. Wunder dacht' ich, was ich alles fertigen wollte, und nun ist das alles. — Ich bin hier immer allein, die anderen laufen auf den Gebirgen herum. — Heute abend gehen wir nach Stützerbach." — —

Ein Stück waldein, jenseits der Marienquelle, gelangte man zum Mönchshof, einer schlichten Kreiserhütte, an der sich die Straße von Elgersburg zur Schmücke vorüberzieht. Freunde des an Rotwild armen weimarischen Grenzlandes kommen hier zur Winterzeit gern herauf, auf der nahen Futterstelle sich am Anblick der starken gothaischen Hirsche zu freuen. Von hier aus nahmen wir das letzte Mal im Abendnebel den steilen Abstieg nach Manebach. Es war ein stilles Wandern. Der Wald lag so heimlich um uns, nur aus dem Moos klang ab und zu das Gluckern der Quellbäche. Und als wir dann endlich aufs freie Land hinaustraten, da sah es aus, als seien Tausende von blinkenden Sternen in den Talgrund der Ilm niedergefallen. Aus allen Hütten der beiden Dörfer blitzten die Lichter auf, hinan bis zu den Rändern der schwarzen, träumenden Wälder steigend. Und hinter den Fenstern saß daß fleißige Völkchen der Glasbläser an der Stichflamme, umwoben von der Lichtstubenpoesie des Thüringer Waldes.

II.

Das Rathaus von Ilmenau ist ein verhältnismäßig einfacher, zweistöckiger Bau, über dessen Portal sich der Turm, wenn auch erst über dem Dache hervortretend, bereits architektonisch angedeutet entwickelt. Dieser Turm, sowie die beiden auf hübschen Konsolen ruhenden, im Stil der Renaissance gehaltenen Erker verleihen trotzdem dem Rathausbau eine malerische Wirkung. Sie stammen noch aus der Zeit vor dem Brande 1625 her. An diesen, wie auch an die furchtbare Feuersbrunst im Jahre 1752 erinnern einige Inschriften. Auch fehlt das Wahrzeicher der Henneberger, die auf einem kleinen Hügel Ausschau haltende Henne, nicht.

Gleich an einem der ersten Tage stattete ich dem Stadtoberhaupte meinen Besuch ab. Er ist ein tapferer Mann, hieb- und stoßfest, der mit Geschick Schild und Schwert hand-

habt, wenn es an Angriffen niederhagelt. Denn in einem stark aufblühenden Gemeindewesen, in dem sich Industrie, Technikum und Kurortsinteressen bald mehr, bald minder argwöhnisch und scheel betrachten, fehlt es an Fehden und Sturmanläufen nicht.

Der Sitzungssaal, licht und geräumig, bietet auch allerhand Sehenswertes. Vor allem prangt da ein sehr gut gemaltes Brustbild des Grafen Poppo v. Henneberg aus dem Jahre 1583. Ferner findet man in einigen Glasschränken die reich verzierten neusilbernen Schützenschilder in Cartoucherahmen aus den Jahren 1730, 1743, 1744, 1748 und andere. Ein gesinnungstüchtiger Ilmenauer hat sogar in überschwänglicher Heimatsliebe das Wappen der einstigen Landesherren gestiftet — eine naturgetreu ausgestopfte Henne. Auch manch interessantes Bild hängt hier an den Wänden und vergegenwärtigt uns fernliegende Tage behaglicher Weltabgeschiedenheit, da noch kein Kurgast durch die Schonung trampelte, wie es in einem Liede Heinrich Schäffers heißt, noch kein Wald von Fabrikschloten Dampfschleier über die Landschaft wob, das Dampfroß aus dem Geratale zur Goethestadt an der Ilm nicht prustend emporächzte.

Hier in der Bücherei des Stadtoberhauptes stieß ich auch auf ein Büchlein, das als Biographie nur für den Familien- und Freundeskreis des Verewigten 1836 gedruckt ward und manch wertvolle, fesselnde und auch Goethe und seine Zeit berührende Schilderungen enthält, die uns Alt-Ilmenau noch einmal aufleben lassen und zugleich ein gut Stück Thüringer Kulturgeschichte uns plastisch und ergötzlich vor die Augen rücken.

Es ist ein Lebensabriß E. Chr. W. Ackermanns, weiland großherzoglicher Geheimer Justizrat, nach seinen eigenen Niederschreibungen und aus den Papieren des Verewigten entworfen von seinem Sohne Dr. Ackermann, Archidiakonus in Jena. Da dieses Schriftchen in weiteren Kreisen unbe-

kannt geblieben ist, so dürfte die Wiedergabe einzelner Stellen von Interesse sein, zumal sie ergänzend zu den Werken wirken, die uns das Weimarer Land in jener klassischen Epoche schildern.

Weimar, Jena und Ilmenau ziehen in diesem Lebensabriß an uns vorüber, in jenen Tagen, da die deutsche Dichtkunst zum zweiten Male erblühte, das Erscheinen eines Musenalmanachs die ästhetischen Gemüter in höhere Wallungen oft versetzte, als heute ein politisches Ereignis, die Bekanntmachung einer neuen weltumspannenden Erfindung. Zu gleicher Zeit schossen die empfindsamen Romane empor, die sich neben ungezählten Robinsonaden und Indianerabenteuern bis in die Schulstuben verirrten. „Werthers Leiden" hatte geradezu eine Epidemie von Melancholiekrankheit entfesselt. Die Luft schien durchtränkt mit Seufzern, Tränen und eingebildeten Leiden. Wer auf sich und sein Ansehen hielt, der ging im blauen Rock und gelben Hosen einher, wobei ein rotes oder blaues Brustschleifchen kokett-sentimental aus der Weste schauen mußte. Werther nachzufühlen war damals Ehrensache und untrüglicher Beweis eines fein organisierten Gemütslebens. Man schwamm in Empfindungen, und mancher Jüngling schlich mit eingebildetem Herzensweh und einer geladenen Pistole in freien Abendstunden seufzend durch Wald und Feld. Dies alles aber hinderte nicht, Goethes gefeiertes Werk der Terpsichore zum Opfer zu bringen. So fand im Jahre 1798 im Linkischen Bade zu Dresden „Werthers Leiden" als Ballet allabendlich jauchzenden Beifall.

Der „Held" unseres Büchleins erblickte am 14. Juni 1761 zu Weimar das Licht der Welt. Ein heftiges Gewitter ging draußen nieder. Es war ein Sonntag, und sogar der allen Thüringern doppelt heilige „goldene" Sonntag, das Trinitatisfest. „Ob die Sage, daß die Sonntagskinder besonders Glück haben", schreibt er, „und auch Geister sehen sollen, von allen gelte, ist mir nicht wissend, aber gewiß ist,

daß ich in meinem ganzen Leben im Durchschnitt ungleich und über Verdienst glücklicher gewesen bin, als viele andere meiner Jugendbekannten. Geister habe ich jedoch nicht gesehen."

Er war ein munterer, phantasiebegabter und lernbegieriger Knabe. Auf die Verweichlichung der Erziehung jener Tage wirft es ein bezeichnendes Licht, wenn er erzählt, wie Mutter und Magd ängstlich bestrebt sich zeigten, ihn vor jeder vermeintlichen Erkältung zu schützen. Aber dies war allgemeine Sitte. Ging es zu Bett, so wurden den Kindern Nachtmützen aufgesetzt und Bauchkissen umgebunden. Tagsüber aber gingen die Kleinen in Schnürleibern umher, um das Schiefwachsen zu verhüten, was jedoch nicht hindern konnte, daß sein jüngerer Bruder Friedrich eine hohe Schulter bekam.

Zu seinen intimsten Spielgenossen und Schulkameraden zählten August v. Kotzebue und Wilhelm Hufeland. Er war noch ziemlich jung, als auch ihn schon die Schwärmerei für alles Poetische und Gefühlvolle erfaßte. Sehr richtig bemerkt er dabei, daß diese idealische Veranlagung manchen Jüngling späterhin von sinnlich gröberen Ausschreitungen bewahrt haben mag. Einen besonderen Genuß bereiteten Ackermann die Rezitierstunden deutscher Gedichte, die Professor Musäus auf dem Gymnasium abhielt. Wenn dieser am Abend zuvor auf dem von Goethe geleiteten Liebhabertheater aufgetreten war, so kam es sehr oft vor, daß er am anderen Morgen mit noch geschminkten Backen zum Gaudium seiner Schüler in der Klasse erschien.

Frühzeitig erwachte in dem Knaben eine heiße Liebe für das Theater. Die Herzogin Anna Amalia hatte dafür Sorge getragen, daß die Residenz sich eines guten Schauspiels und und Ballets erfreuen durfte. Die Kochsche Gesellschaft, die bis zum Schloßbrande 1774 im Theater des rechten Schloßflügels spielte, besaß guten Ruhm. Auch die ihr nachfolgende

Seilersche Truppe durfte sich großen Beifalls rühmen. Aus eigenen Mitteln unterhielt die Herzogin das Theater. Aber sie war großmütig genug, auch den Weimaranern ihre Schaulust zu befriedigen. „Es waren im Parterre Abteilungen angebracht mit Nummern von 1 bis 5, für die unter die verschiedenen Stände Weimars jede Woche mehrere Hundert Einlaßkarten gratis auf dem Hofmarschallamt ausgeteilt wurden. Da mein Vater als Hofsekretär die Austeilung der Freibillets zu besorgen hatte, so läßt sich leicht denken, daß das älteste Söhnchen keinen Abend im Theater fehlte. Unter meiner Protektion wischte mein nur sechs Wochen älterer Gespiele, August v. Kotzebue, dessen Mutter meine Pate war, mit hinein, und da dieser bald ausgewittert hatte, daß die Geheimeratsbank nahe am Orchester immer viel Platz übrig ließ, so fanden wir vor Eröffnung der Türen einen Schleichweg unter der Bühne aus, der uns bei der Paukenstellage heraus und mit einem kleinen Hopsa richtig auf die vornehme Bank brachte. Die hohen Herrschaften beäugelten zwar manchmal verwundert die kleinen Eindringlinge neben sich, waren aber zu großmütig, um unsere Vertreibung zu bewirken."

Daß dann das Theaterspiel daheim fortgesetzt wurde, versteht sich von selbst. Früher hatte man kleine Kanzeln errichtet und die Ältern mit frommen Tiraden beglückt. Jetzt gings mit Feuereifer an ein Puppentheater. Kotzebue und Ackermann waren die Seele desselben. Man gab große Schauspiele, ja sogar Ballets. Als dies nicht mehr genügte, trat man selbst als Akteur auf, wobei ein gutes Gedächtnis die steifen pathetischen Stellen der unsterblichen Dramen auswendig gelernt hatte. „Kein Wunder", schreibt Ackermann, „daß sich unter solchen Umständen in ein Menschenkind von meiner Beschaffenheit sehr bald romantische Empfindungen einschlichen, und in tiefster Seelenbewegung mit der nachmals berühmt gewordenen Minna Brandes aus „Romeo und

Julie" spielte, wobei uns eine alte bunte Lade als Sarg diente."

Das älterliche Heim bot nach unserer heutigen Anschauung einen sehr schlichten Eindruck. Es bestand aus drei Stuben, „einer Arbeitsstube für den Vater, einer sogenannten Putzstube, und in der dritten, deren Fenster auf den engen Hof sahen, wohnte die Mutter mit uns fünf Kindern. Ein Kanapée stand nur in der Putzstube. Die mit Wachstuch überzogenen Tische waren ringsherum mit grünwollenen Vorhängen behangen, hinter denen wir uns Kinder oft versteckten. Die Stühle, mit geblümtem Leder beschlagen, hatten so hohe Beine, daß unser Oheim Aulhorn, ein kleiner Mann, mit den Füßen nicht bis auf die Erde reichte, wenn er darauf saß."

Trotzdem Ackermanns Vater im Anfang bei schmalem Einkommen stark mit Sorgen zu kämpfen hatte, ließ er seinem wißbegierigen Ältesten doch eine ausgezeichnete Bildung angedeihen.

So mußte der Prinzeninformator Dumanoir, später ein gewisser Montagnon den Jungen in die französische Sprache einführen, worin er sich denn auch eine große Fertigkeit aneignete. „Doch muß ich bemerken", berichtet er sehr charakteristisch, „daß mir Aufsätze und vertrauliche Briefe viel besser gelangen und viel leichter wurden, als Kanzleiausführungen und Schreiben an große Herren. Die übertriebenen Courtoisien und demütigen Wendungen wollten mir nicht aus der Feder; ich fühlte das Treffende des Goetheschen Ausspruchs über den perfiden Charakter dieser Sprache."

Mit der Bedeutung des Gymnasiums zu Weimar muß es zu damaliger Zeit freilich nicht weit her gewesen sein. Bitter beklagt sich Ackermann späterhin über die Schwäche und Dürftigkeit des philologischen Unterrichts. Musäus, der einzige Professor außer den Klassenlehrern, war war wohl in der Ästhetik zu Hause, im Griechischen hingegen verfügte er über weniger Kenntnisse als ein Sekundaner von heute, bemerkt Ackermann mit Unmut.

Drastisch aber schildert er den Konrektor Nolten und sein Haus. „Beim Konrektor Nolten in Sekunda war nicht viel zu lernen. Seine Frau, eine geborene Daries, schien mehr zu verstehen als er, und korrigierte nicht selten die Exertitia der Schüler. Sie trug auf ihrer hohen Frisur eine große Zitternadel, worin sich das Miniaturbild ihres Mannes präsentierte. Mein Freund und nachheriger Schwager Etzdorf hatte Kost und Quartier bei Noltens und mußte im Winter abends der Frau Konrektorin rote Strümpfe für die Truthühner stricken helfen, damit diese die Beine nicht erfrören."

Sehr anschaulich schildert uns Ackermann das alte Weimar, wie auch den großen Schloßbrand, der am 4. Mai 1774 plötzlich ausbrach und dem auch ein Zimmergeselle zum Opfer fiel. Erst am dritten Tage konnte man des Feuers Herr werden. Das geschmolzene Silber ward in Bütten weggetragen. Die wertvolle Bildergallerie ging vollständig in den Flammen auf. Während des Brandes saß Ackermanns Vater und Oheim im Schloßkeller und zapften Bier für die Löschmannschaften ab.

In den Familien herrschte damals ein einfaches und auch einförmiges Leben. Sonntags abend kam man zusammen, um ein Solo zu spielen. Gings sehr hoch her, so gabs wohl auch einmal einen Braten. Ein Ausflug nachmittags mit der Magd ins Grüne war eine Seligkeit für die Kinder. Ungeheure Strenge herrschte in der Erziehung. Hatte man doch das traulich von Herz zu Herz gehende „Du" noch immer nicht gefunden! Als einmal der Sohn eines weimarischen Beamten eine Stuhllehne in kindlichem Übermut zerbrochen hatte, flüchtete er, der harten Strafe sich zu entziehen, nach Rußland. Ähnliche Belege für die Furcht, welche die Kinder im allgemeinen vor den Eltern hegten, führt der Verfasser noch eine ganze Reihe an.

In der Familie Ackermann wurden übrigens viele billig erstandene Hofkleider abgetragen. So schritt der Vater

Ackermann in einem buntblumigen Lyoner Samtkleide mit grünseidenem Futter einher, was ihm seitens des jungen Kotzebue den Scherznamen „Raupe" eingetragen hatte. Kotzebue selbst ging zumeist in metzgerbraunem Tuchrocke mit blauen Stahlknöpfen. Am Sonnabend nahm der Hofsekretär Ackermann seine Kinder stets selber zum Frisieren vor. Es war eine höchst umständliche und — schmerzhafte Prozedur, der die Kleinen unterworfen wurden. Es wurden ihnen nämlich die Haare mit Wachskugeln, die man aus eingeschmolzenen Lichtstümpfchen vom herzoglichen Hofe gewonnen hatte, hoch hinaufgewichst, wobei den armen Opfern die Tränen in die Augen stiegen. Dann wurde der Zopf geflochten. Ein dreieckiger Tressenhut und ein kleiner Degen mit einer Bandschleife vervollständigte am andern Tage den stolzen Sonntagsputz.

Als Ackermann das Gymnasium zu Weimar durchlaufen hatte, begannen seine akademischen Jahre. Auf Wunsch seines Vaters wandte er sich zuerst nach Leipzig, woher die Mutter stammte. Gute Empfehlungen schlossen ihm Häuser und Herzen auf und der Umgang mit künstlerisch und ästhetisch gebildeten „Frauenzimmern" schützte ihn vor den rohen Ausschreitungen seiner Kommilitonen. So ward Charlotte, die älteste Tochter des bekannten Malers Oeser, seine Muse, die sich um Bildung seines Geschmackes große Verdienste erwarb. Auch sonst machte Leipzig in literarischer und geselliger Beziehung einen höchst wohltuenden Eindruck auf den jungen Rechtsbeflissenen.

„Gellert, der von unserem Goethe so wahr geschilderte, war noch in aller Gedächtnis, und hoch hielt jenes Zeitalter, über alles hoch hielt es seine moralische Seite. Neben diesem stand der damals noch lebende Kinderfreund und Dichter Weiße, dessen vielseitige Tätigkeit doch niemals seinem öffentlichen Berufe Eintrag tun durfte. Ich verdanke seinem freundlichen Umgang manche angenehme Stunde, manchen guten, belehrenden Rat und Wink."

Nach Ablauf zweier Studienjahre ging Ackermann nach Jena, dem Landesgesetze sich fügend, hier wenigstens doch ein Jahr die Hochschule zu beziehen. Er schied schweren Herzens von Leipzig und ging mit scharfen Vorurteilen nach der Musenstadt am Saalestrande. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, und noch nach vielen Jahrzehnten gedenkt er mit Grauen an den Einzug in Jena und die erste dort verbrachte Nacht.

„Gleich wilden Kohorten begrüßten mich und einen zitternden Neuling von Bier und Schmutz triefende Studentenhaufen bei dem letzten Dorfe vor der Stadt mit dem beliebten Fuchsgesang und der Erkundigung nach der ledernen Frau Mama.

„Sie begleiteten unseren rot angestrichenen offenen Postkarren, der uns auf den noch lange nachher von Kotzebue nach Verdienst geschilderten Steinwegen bei Tag und Nacht so mürbe geschüttelt hatte, daß wir, wie die Lämmer auf der Schlachtbank, schweigend an der oben auf einem Stein ruhenden Bürgerwache im Tor vorüberfuhren und die freilich in Leipzig nicht genossene Studenten- oder Torgroschenfreiheit sofort gewahr wurden."

Eine fürchterliche Nacht folgte diesem trübseligen Einzuge. Ackermann brach höchst unsanft mit dem Bette durch, und während vom Himmel ein schweres Gewitter niederging, fand unten auf dem Marktplatze eine grimmige und ohrenbetäubende Studentenkeilerei — unter Musikbegleitung statt.

Professoren und Studierende behagten ihm beide nicht, und da er auch gesellschaftlich keinen rechten Anschluß fand, so wandte er sich an freien Tagen nach Weimar, dort bei Freunden und Bekannten Anregung zu finden, da sein Vater inzwischen 1780 nach Ilmenau als Justizamtmann versetzt worden war.

Im Jahre 1782 verließ der noch nicht neunzehnjährige Ackermann die Universität Jena. Auf Wunsch des Vaters

gab ihn die Regierung als Accessisten nach Ilmenau. Der Gedanke, als Amanuensis bei des Vaters Akten zu dienen, erfüllte den jungen Ackermann anfangs nicht gerade mit Begeisterung. Erst späterhin erkannte er mit Dank an, welch eine zweckdienliche Lehrschule diese sechs Jahre in Ilmenau unter den Augen eines sorgenden Vaters für ihn gewesen war. Eine Fülle von Kenntnissen wurde dabei erworben, und da in Krankheitsfällen der Sohn gar manchmal den Vater vertreten mußte, so wuchs sein Selbstvertrauen wie die Geschicklichkeit und Umsicht innerhalb der vielverzweigten Amtsgeschäfte.

Etwas derbe und eigenartige Sitten mögen aber damals noch in der weltabgelegenen Waldstadt am Fuße der Sturmheide geherrscht haben, himmelweit verschieden von dem gebildeten Ton in Leipzig und Weimar. So spielte sich der damalige Landjägermeister v. Staff rücksichtslos und roh bei jeder Gelegenheit gern als Statthalter von Ilmenau auf.

Als einmal eine Weibsperson, die wahrscheinlich dem Tollkopf von Landjägermeister nicht ganz fremd geblieben war, wegen Kindesmords gefänglich eingezogen worden war, da sprengte der sehr erregte v. Staff mit einem Reitknechte auf den Marktplatz, dessen Schloßbau zugleich auch wie bis vor einigen Jahren das Amtsgericht beherbergte. Ohne nur aus dem Sattel zu steigen, schrie er den Justizamtmann heraus und donnerte ihn heftig an, warum er das arme Weib habe einstecken lassen. Vater Ackermann blieb ihm jedoch die Antwort nicht schuldig. Die Einschüchterung war wirkungslos geblieben. Trotz des hohen Beschützers wurde einige Tage später das sündige Weib mit entblößtem Rücken durch den Schinder aus der Stadt hinausgepeitscht.

Bald nachher gab eine herumziehende Schauspielertruppe in Ilmenau Vorstellungen. Man hatte „Minna von Barnhelm“ gewählt und sich dazu die Uniformen der Stadtsoldaten geliehen. Leider hatte der wackere Tellheim sehr schlecht ge-

lernt, hatte sich vielleicht auch etwas zu viel die Kehle angefeuchtet. Kurzum, er brachte alles verkehrt heraus. So heischte er einmal zu seiner Minna statt zu Just: „Minna, heb' den Beutel auf!“ Und als nun der Souffleur erregt ihm zuflüsterte: „Esel! Zu Justen!“ — da wiederholte der gute Tellheim ganz ernsthaft und laut: „Esel! Zu Justen!“

In „Kunz von Kauffungen“ kam es auf der Bühne zu einem ernstlichen Handgemenge zwischen den Rittern und Köhlern, die bei dieser Gelegenheit endlich mal einen alten Groll austragen wollten. Erschreckt ließ der Direktor den Vorhang fallen. Da stürzte der Wildmeister v. A. wütend mit gezücktem Hirschfänger auf die Bühne und schrie: „Wart nur, Ihr Racker! Ich will Euch helfen! Wollt Ihr gleich weiter spielen? Ich habe mein Geld gegeben und will die Komödie zu Ende sehen!“ Da gehorchten sie seinem Befehle, der Vorhang flog wieder in die Höhe und das Stück nahm seinen Fortgang.

Einmal war der Justizamtmann Ackermann zu einem Kindtaufschmause in einer benachbarten Stadt — mutmaßlich Amt Gehren! — eingeladen, wobei man ihm gegenüber auch sehr die Tugenden des mitanwesenden Seelsorgers rühmte. Eine Stunde später bemerkte nun der Ilmenauer Gast, wie der „würdige Oberpfarrer“ einem Tische entgegenschwankte, dort eifrig bemüht, mittels eines Fidibus an dem daselbst brennenden Lichte sich seine Pfeife anzustecken. Doch es blieb bei dem Bemühen. Immer fuhr er mit dem Fidibus neben der Flamme hin, und gab dann endlich unwirsch das schwere Geschäft auf. Bald darauf vernahm der Justizamtmann ein heftiges Dröhnen und Poltern auf der Treppe. Auf seine verwunderte Frage, woher dieser Lärm rühre, gab man ihm lächelnd zur Antwort, daß die Magd des Oberpfarrers gekommen sei, ihren total betrunkenen Herrn Huckepack nach Hause zu tragen, wobei seine herunterhängenden Beine auf den Stufen der Treppe aufschlügen.

In den besseren Kreisen Ilmeaus, mit denen der junge Ackermann rasch Fühlung gewann, herrschte aber doch ein besserer Ton. Ein sehr geselliges und vergnügtes Leben entwickelte sich unter den jungen Leuten. Besonders dienten gemeinsame Ausflüge in die schöne Bergnatur dazu, die Herzen noch näher zu bringen, wobei zuweilen ein echtes, leis' sentimental angehauchtes Waldschäferleben sich entwickelte. „Bei allen unseren Wald-, Garten- und Bergpartien," heißt es, „und bei den nicht selten unternommenen Schlittenfahrten durch die beschneiten, krystallhell blitzenden Wälder waren Anstand und Sittlichkeit unsere Gefährten, und Feinheit des geselligen Betragens machte es zur Pflicht, auch dem äußerlich minder günstig ausgestatteten Frauenzimmer Achtung zu erweisen, was ich später in großen Städten nicht immer wahrgenommen, wo ich Greise von 25 bis 30 Jahren mit steifem Rücken und hölzernen Beinen, ungeschliffenen Manieren statt wahrer Galanterie, und statt grazienhafter Jungfrauen galloppierende Mänaden nicht selten erblickt habe."

Die Freude an diesen Vereinigungen stieg noch höher, als man unter Leitung des sachkundigen Vater Ackermann daran ging, in dem saalähnlichen großen Zimmer des Schlößchens ein Theater herzurichten. Diese echt thüringische Liebhaberei für Theaterspiel, die heute noch alle Kreise der kleinen Waldstädtchen und Dörfer durchdringt, hat ja auch Goethe in seinem bereits mehrfach genannten Roman so liebenswürdig und bezeichnend geschildert, wobei ihm gerade Ilmenau als Vorbild und Anregung diente.

Zu der Eröffnung des Liebhabertheaters, an dem übrigens auch die älteren Honoratioren mitwirkten, wie die Eltern des jungen Ackermann, Bergrat Voigt und viele andere, und das in den noch geräumigeren Saal des nahen Rathauses verlegt wurde, hat Vater Ackermann ein Vorspiel „Glück auf!" gedichtet. Späterhin lieferte er noch mehrere dramatische Beiträge, ein Schauspiel, sowie den Text einer Operette, welche ein Oheim Schnuk in Musik gesetzt hatte.

Es ist nicht uninteressant, einen Blick in den Spielplan zu werfen, der damals die gebildeten Familien eines thüringer Waldnestes in ihren Mußestunden zusammenführte. Die Tage der Blumenthals und Kadelburgs waren noch nicht angebrochen. Noch stand die klassische Kunst hoch in Ehren. Auch hier an der Sturmheide spürte man den Hauch Ilm-Athens. Einige Stücke seien hier angeführt: „Die verstellte Kranke" — „Die Jäger" — „Die Erbschleicher" — „Emilia Galotti" — „Constant und Amaranthe" — Minna von Barnhelm" — „Der poetische Landjunker" — „Der unterschlagene Brief" — „Graf Essex" u. a.

1788 hatte der junge Ackermann eine Stelle als Hofmeister bei den Grafen Wilhelm Ernst und Johann Karl von Lippe-Biesterfeld in Cleve angenommen. Dort blieb er, bis ihn ein höchst ehrenvoller Ruf seines Landesfürsten nach Ilmenau zurückkehren ließ, um hier fortan als Amtsadjunkt dem leidenden Vater zur Seite zu stehen und ihn zu vertreten. „Ich kann nicht beschreiben," heißt es in der Selbstbiographie, „mit welchen Gefühlen ich an der plauenschen Grenze, wo zufällig der joviale Bergrat Voigt mit seinem ebenso ominösen als herzlichen „Glück auf!" zu mir stieß, den Berg hinan fuhr. Mein ganzes Blut heftig pulsierend, voll Dank und Rührung, voll frommer Gelübde und Vorsätze, so flog ich in die Arme gerührter Eltern."

Nichtswürdig eingefädelte Intriguen und ehrenrührige Anklagen einer kleinen Schar heimlicher Feinde hatten es in Weimar bald zu Wege gebracht, daß der verdienstvolle Justizamtmann seines Postens enthoben worden wäre. Nur der Herzog hielt ihn, und es gelang denn auch dem alten Ackermann noch vor seinem Tode, aus den Akten seine Unschuld glänzend nachzuweisen. Aber diese stillen Kämpfe hatten ihn an Leib und Seele gebrochen und so war es ein schönes Zeichen des Vertrauens seitens des klar blickenden Landesherrn, den Sohn jetzt zur Stütze dem Vater zur Seite zu geben.

Sein strenges Regiment hatte dem Justizamtmann in den Kreisen der Bürgerschaft, die gern im Trüben fischte, Haß und Verfolgung zugezogen. Er war in Verhältnisse hineingeraten, gegen die sich sein ehrlicher Rechtssinn sträubte. Polizei und Stadtverwaltung waren geradezu verseucht. Es lebte damals in Ilmenau ein weitgereister, unter dem angenommenen Namen Kraft privatisierender Mann, der von Goethe eine kleine Pension empfing und sich ihm dafür durch schriftliche Auszüge und sonstige kleine literarische Arbeiten dienstbar machte. Dieser Kraft hat in einer Reihe geheimer Akten an den Minister Goethe Sittenbilder von Ilmenaus damaliger Stadtverwaltung entworfen, welche die völlige Verwahrlosung klar und blank erscheinen lassen.

„Von Polizei weiß man hier garnichts," heißt's in dem einen Berichte, „jeder, der einen Titel hat, und wenn er auch nur ein schlechter Krämer ist, spricht: „die Polizei hätte ihm nichts zu befehlen". Und ein andermal schreibt Kraft an Goethe: „Nie wird eine ordentliche Kämmereirechnung vorgelegt; nie erfahren die Bürger, wie es steht, ob Mangel oder Ueberschuß da ist beim Rechnungsschluß. Die Schulden häufen sich bei der Steuer- wie bei der Ratskasse. Bei dem geringsten außerordentlichen Vorfall wird Geld aufgenommen; die halbe Einnahme geht jetzt für Interessen weg. Aus Mangel an Geld kann der Stadtrat jetzt nicht einmal den Pflasterbau vornehmen. Das Pflaster ist so schlecht, daß man Hals und Beine brechen kann. Der Ruin von Ilmenau ist groß, der gänzliche Untergang nahe. Die Bürger geben jetzt 25 Steuern, da sie sonst kaum 10 gegeben haben. Die Furcht schließt allen, die ein Wort sprechen könnten, den Mund. Bei der Abnahme der Steuerrechnung sind die Deputierten der Bürgerschaft zugegen. Aber man könnte statt ihrer auch bloße Stühle hinsetzen. So wie sie sich äußern, daß ihnen diese oder jene Summe der Ausgabe zu stark vorkomme, werden sie eingesteckt. Das Wichtigste und Not-

wendigste, was geschehen muß, ist gänzliche Umgestaltung des Stadtrates. Bürgermeister und Stadtsekretär wohnen in einem Hause; sie machen alles, was sie wollen. Der Bürgermeister Rat Scherf, der sich auf seine Konnexionen in Weimar verläßt, hat nie eine Rechnung abgelegt."

In dieses Wespennest war nun Justizamtmann Ackermann mit eiserner Faust dreingefahren. Sein Werk war es, daß sich die Verhältnisse allmählich wieder besserten, Ilmenau sich in ein sauberes Städtchen wandelte voll schmucker Anlagen, daß Handel, Wandel und Kunstfleiß sich hoben und man wieder Achtung vor dem Gesetze empfand. Diese heilsame Wendung aber kostete ihm zuerst seinen guten Namen und dann sein Leben. Zu tief hatte der Schmerz über widerfahrenes Unrecht in ihm all die Jahre gewühlt, als daß sein Körper Widerstand zu leisten vermochte. Am 14. Juli 1792 schloß Vater Ackermann die Augen für immer und sein Sohn trat nun in seine Stellung und Fußstapfen.

Es war ein schweres Amt, das fortan auf seinen Schultern ruhen sollte. Aber die freudige Begeisterung für seinen Beruf und die Liebe einer jungen Frau — er hatte am zweiten Weihnachtsfeiertage 1793 ein längst und still geliebtes Mädchen heimgeführt — halfen Ackermann über alle Klippen und Mühseligkeiten. Was der Vater angebahnt hatte, sollte nun der Sohn glänzend vollenden. Auf seine Amtsführung, seine Verbesserungen, Neuschöpfungen näher einzugehen, ist hier weder Zweck noch Raum. Aber das Urteil, das Goethe über den trefflichen Beamten in verschiedenen eigenhändigen Briefen ihm selbst mitteilt, möge hier noch folgen. Am 3. Januar 1803 schreibt er als Minister an Ackermann: „Für Ew. Wohlgb. fleißige Ansicht des ilmenauer Steuerschuldenwesens danke ich bestens. Es soll mich freuen, wenn durch Ihre pflichteifrigen Bemühungen künftig auch hierin etwas Gutes gestiftet werden kann. Da Sereniss. gestern die Gnade gehabt hat, einige für Sie günstige Resolutionen zu fassen, so

habe ich ihm heute Ihren Brief vorgelegt, um noch mehr zu beweisen, daß die fürstliche Huld einem würdigen Manne zugeflossen sey." Am 9. Dezember 1812 schreibt Goethe: „Mit größtem Danke empfing ich Ihre geschickte Bearbeitung des Kriegskosteninstituts. Ich werde mich befleißigen, dasselbe zur Ausführung zu bringen." Und am 12. Januar 1814 teilt er ihm mit: „Ew. Wohlg. kann ich nicht genug danken für die interessante und doch nicht ganz untröstliche Aufstellung des Steuerkassenzustandes." — —

Ganz außerordentlich verdient machte sich Ackermann durch energische Hebung der Industrie, des Obstbaues und der Landwirtschaft. Auf seine Anregung ward die herrliche Poststraße nach Martinroda geschaffen, die unzählige Hände in Bewegung setzte. Der Fürstin zu Ehren empfing sie den Namen Marienstraße. Gegenüber der heute von Alter und und Sturm gefüllten dicken Eiche, die wohl mindestens auf eine tausendjährige Lebenszeit zurückblicken dürfte, findet der Wanderer ein schlichtes Steinmonument, das die Inschrift trägt: „Marienstraße; ihr Name unser Stolz, ihr Zweck gemeiner Nutzen. Die Kommunen des Amtes Ilmenau. 1805—1809." Auch hierin ist unsere Zeit nüchterner geworden. Sie setzt keiner vollendeten Landstraße mehr ein Erinnerungsmal.

Auch der bei Ilmenau an der Schleusinger Straße bestehende großangelegte Felsenkeller, der heute noch Einheimischen und Fremden ein Lieblingsziel ist, verdankt seine Entstehung dem rührigen Justizamtmann Ackermann 2. Ein literarisch-wissenschaftlicher Verein war gegründet, dem es an talentierten Dichtern nicht fehlte. Auch die wiederholten Besuche Goethes, der längere Aufenthalt berühmter und bekannter Männer trug nicht wenig dazu bei, das geistige Leben Ilmenaus zu steigern. Herder kam gar oft hierher, und fühlte sich unendlich wohl. „Da habe ich eine Luft und ein Leben gespürt," schreibt er einmal, „das uns hier fehlt."

„Ziehen Sie nach Ilmenau," mahnte er Knebel. Und ein andermal ruft er aus: „Ihr seid dem Himmel näher als wir, seid es auch geistig und moralisch." Und Knebel kam, blieb für ein paar Jahre in dem Bergneste und vermittelte den Ilmenauern sehr viele interessante Bekanntschaften. Er war es, der Jean Paul bewog, nach Ilmenau zu kommen. Dann tauchten die Gebrüder Einsiedel an der Sturmheide auf und führten ein höchst geniales Leben. Einer von diesen, der Bergrat war, machte folgenden tollen Streich. Er entführte ein adliges Fräulein v. W. (v. Witzleben?), das sich zu diesem Zweck tot gestellt und sich hatte begraben lassen, und ging mit der wiedererwachten Jungfrau nach Tunis, wo er jedoch das geträumte Glück durchauch nicht fand. Der weimarische Romeo hatte sich in seiner Julia schmählich getäuscht. —

Sommer lang bildeten die Wanderungen über Berg und Tal das wonnigste Entzücken der besseren Kreise, wohl in Dutzenden Familien, die sich in ihrer Begeisterung für Kunst und Natur zusammengefunden hatten. In Körben trug man die Lebensmittel mit sich; an schönen Punkten ward Rast gemacht, der schlichte Imbiß genossen, gesungen, die Guitarre geschlagen, gedichtet, oft auch kleine Lustspiele zwischen den natürlichen Waldkulissen aufgeführt. Nicht die materiellen Genüsse unserer Tage führten dabei das Szepter, sondern Geist und Gemüt waren es, die die einenden Bande um alle schlang.

Einmal nahm auch Herder und Frau, die kurz vorher in Ilmenau eingetroffen waren, an solch einer Waldpartie Anteil. Man war just am Manebacher Teichdamm angelangt und begann sich zu lagern, als Herder begeistert in das Impromptu ausbrach:

„Ich wollt', ich wär' ein Wald,
Wo der Donner mächtig hallt;
Die Guten wollt' ich decken,
Die Bösen wollt' ich schrecken,
Ich wollt', ich wär' ein Wald!"

Munter fiel seine Frau sofort ein:

„Ich wollt' ich wär' eine Ficht'
Gen Himmel aufgericht't,
Hernieder wollt' ich wehen
Nur himmlische Ideen,
Ich wollt', ich wär' eine Ficht'!" — —

Viel Ungemach, Sorgen und Mühen hatte Ackermann in den Kriegsjahren 1813—1815 zu erdulden. Weniger hatten ihn die unglückseligen Ereignisse des Krieges 1806 berührt. In diesem Jahre stand bekanntlich der Herzog als damaliger preußischer General mit der Avantgarde auf dem Thüringer Walde. Brachte die verlorene Schlacht bei Saalfeld schon den Fürsten in eine höchst peinliche Lage, so noch mehr die entscheidende Niederlage der Preußen bei Jena. Ackermann befand sich gerade beim Großherzog, als der Kurier diese Hiobspost überbrachte. Die anwesenden Offiziere zeigten blasse und ängstlich gespannte Gesichter. Nur Karl August blieb wie immer fest und klar. Mit Ruhe und Besonnenheit ordnete er den Rückzug an. Kurz vor dem Aufbruche wandte er sich dann noch einmal an Ackermann und fragte ihn freundlich, ob er noch etwas für sich oder sein Amt wünsche. „Es ist eine eigene Sache", äußerte er dabei, „um eine solche Kriegsaffaire; es ist wie ein heißes Bad, man weiß nicht, wie es Einem bekommt." —

Die Jahre der Freiheitskriege brachten Ackermann unendlich viel Kummer und Beschwerden. In dem Bestreben, seinem Amte möglichst zu erhalten, was bei den Raubzügen durchmarschierender fremder Truppen verloren schien, bewährte sich gar oft sein persönlicher Mut, und mehr denn einmal schwebte sein Leben in höchster Gefahr. Doch gab es auch wieder Sonnenblicke. So, als Goethe 1813 wieder einmal nach Ilmenau kam. Ackermann hatte einen würdigen und poetischen Empfang geplant. Drei Jungfrauen überreichten dem umjubelten Dichter einen Kranz aus Vergißmeinnicht,

Eichenlaub und blühenden Rosen. Die dichterischen Ansprachen einer Jeden hatten den Justizamtmann zum Verfasser. So lautete das den Vergißmeinnicht begleitende Gedicht der ersten Sprecherin:

„Dich suchen wir, geehrter Mann,
Und zittern, Dich zu finden;
Wiss', es gebot ein hoher Geist,
Die Kränze Dir zu winden.

Und wir — wir dachten nur des Glücks,
Und nicht an uns're Schwächen;
Wir steh'n auf nie gehoffter Höh' —
Kann, wer das fühlt, wohl sprechen?

Auch hörst Du keinen Wunsch von mir,
Du schaffst Dir selbst die Welten,
Und zauberst Alle mit hinein,
Laß mich's Dir still vergelten!"

Ein breiter Sonnenstrahl fiel auf den Lebensweg Ackermanns, als er am 20. März 1815 sein 25jähriges Dienstjubiläum feiern durfte. Die Worte, die er in seinem Tagebuche diesem Festtage widmet, schwingen sich wie ein Dankgebet zum Himmel.

Noch in demselben Jahre ward er auf eigensten Wunsch nach Weimar versetzt. Mancher Ilmenauer mag damals den Kopf geschüttelt haben. Innere Gründe gaben aber für den scheidenden Beamten den Ausschlag. Das Land war zum Großherzogtum erhoben worden, und nach dem letzten Sturze Napoleons sollten nun in den Verwaltungen tief einschneidende Veränderungen vorgenommen werden, bisher geachtete alte Rechte und Privilegien vernichtet und um und für was der Ilmenauer Justizamtmann bisher geschaffen und gekämpft hatte, aufgehoben werden. Ein völliger Zusammenbruch des alten Gebäudes stand bevor. Daran aber mitzuwirken, besaß Ackermann das Herz nicht. So verließ er die liebe Bergstadt, die ihm eine zweite Heimat geworden war. Er kehrte

zur Stätte seiner Geburt zurück — doch vermochte er sich hier gesellig nicht mehr einzuleben. Die Bergluft fehlte ihm auch im geselligen Verkehr. Das Hofleben stieß ihn förmlich ab. Schleichende Krankheiten, Hypochondrie stellten sich bei ihm ein, und daß er sich nun mit Macht in freien Stunden auf Wissenschaft und Literatur warf, dichtete, Abhandlungen verfaßte, vermochte nicht, seinen Gesundheitszustand zu bessern. „Mein Lebensschiffchen kommt mir wie abgetakelt vor!" äußerte er einmal wehmütig und prophetisch.

Für eine ganze Reihe damals erscheinender Zeitschriften war er ständiger Mitarbeiter. Seine in kirchenrechtlichen Abhandlungen enthaltenen mutigen Angriffe gegen die Jesuiten hatten in Rom Haß und Wut hervorgerufen. Der Jugendfreund August v. Kotzebue machte ihn zum Mitherausgeber seines literarischen Wochenblattes, und als Kotzebue dem Dolchstoß Sands erlag, redigierte Ackermann fortan allein das Blatt.

Seine neue amtliche Stellung brachte ihn in fast tägliche persönliche Berührung mit dem Großherzog, der ihm ungeschminktes Wohlwollen erwies und mit Gnadenbeweisen überhäufte. Als sich der so Geehrte wieder einmal bedankte, erwiderte halb abwehrend Karl August: „Ich hab's gern getan. Sie haben mir auch in Ihrem Leben viel gute Dienste geleistet!"

Bezeichnend für diesen Fürsten ist auch folgende Äußerung. Das Wartburgfest hatte alle Gemüter erregt, und nicht ohne Besorgnis schaute man in die nächste Zukunft. Der Großherzog aber lachte und rief aus: „Ach, die Schäker! Was werden denn die uns tun!"

Im Jahre 1826 mußte Ackermann seiner nicht mehr zu bessernden Gesundheit willen seine Entlassung einreichen, die ihm höchst ehrenvoll gewährt wurde. Vier Jahre später begrub er sein treues Weib. Dieser schmerzlichste Schlag beugte ihn tief nieder. Mit ihr schien dann auch die Sonne

von seinem Leben geschwunden zu sein. Kränkelnd, grübelnd zog er sich immer mehr in die Einsamkeit seines Studierzimmers zurück.

An einem Sonntage geboren, nahm er auch an einem Sonntage wieder Abschied von dieser Welt. Inmitten seiner Kinder, auf dem Sopha sitzend, verschied er ganz plötzlich am 4. Oktober 1835 im 75. Lebensjahre.

Mit ihm ging ein bedeutender Beamter, ein edler, für alles Schöne und Hohe begeisterter Mensch zu Grabe. Seine langjährige segensreiche Wirksamkeit, seine nachgelassenen Schriften, sein ganzes Wesen sind dessen Zeuge. Ihm war es vergönnt gewesen, in einer politisch wie dichterisch hoch bedeutsamen Zeit zu leben und mit begnadeten Geistern Umgang und Fühlung zu halten, mit deren verklärten Schatten wir uns so gern den Olymp bevölkern.

Was er allen denen aber war, denen er näher stand, das hat keiner inniger und herzwärmer in Worte gefaßt als Diakonus Thieme in Ilmenau, der bei dem Scheiden Ackermanns aus der liebgewordenen Bergstadt ihm folgendes Abschiedslied nachrief:

Nur noch ein schweres Wort, ein Wort voll Wunden,
Ein Lebewohl! zu Deinen Scheidestunden;
Von heißen Tränen eine Perlenkron
Zum letzten Lohn!

Siehst Du zum letzten Mal die Wälder rauchen,
Die Porphyrgipfel sich in Nacht vertauchen,
Die Dörflein selig eingeschneit in Grabesstille
Der Winterhülle;

Und siehst Du noch mit fromm entblößtem Haare
Hinan zu unsrer Berge himmlischem Altare,
Und werden noch einmal des Hammers Funkenfahnen
Zum Heimweh mahnen; —

Gewiß, dann wirst auch Du die Hände falten,
Und All' im Geist an Deinem Herzen halten,
Und fühlen: nichts kann uns von Deiner Liebe scheiden
In Freud' und Leiden.

So zieh' denn hin bedeckt mit Gottes Segen!
Sein guter Engel komme Dir entgegen,
Und stärke Dich, willst Du im Kampf ermüden,
Mit Himmelsfrieden!

Er gebe Dir bis zu dem stillen Grabe
Das treue Kreuz zu Deinem Wanderstabe,
Das Dich und uns durch diese Dunkelheiten
Zu Gott wird leiten!

Der erste Maiengang.

All' die Hexen, welche diesmal auf Heugabeln, Ziegenböcken und Mutterschweinen durch die Lüfte hinüber zum Teufelsaltar auf den Blocksberg sausten, müssen wirklich ihre helle Freude an der lauen Nacht gehabt haben, in welcher heuer der deutsche Wonnemond geboren ward. Denn aus dem Schoß dieser Nacht stieg ein Tag hervor, so strahlend, so schönheitstrunken, wie er uns in gleicher Herrlichkeit seit Jahren nicht zum Beginn des Mai geschenkt worden ist. Es war, als läuteten unsichtbare Glocken über Berge und Täler dahin, mit Wohllaut, Klangfülle und unendlichem Jauchzen die sonndurchleuchtete Luft zwischen Himmel und Erde füllend. Denn über Nacht hatte sich ein seliges Wunder vollzogen. Wie von Zauberhand berührt, hatten sich all' die Millionen Blatthülsen erschlossen, und im taufrischen, zarten ersten Buchengrün prangten mit einem Schlag die Berge in unabsehbarem Gewoge. Eine einzige Nacht hatte dieses Märchenwunder uns gebracht. Der Mai war da! Wie unberechenbar, wetterwendisch und schrullenhaft hatte sich doch die Natur in den vorangegangenen Monaten gezeigt! Selbst die bekanntesten „ältesten" Leute konnten sich eines Kopfschüttelns nicht mehr erwehren. Es war aber auch gar kein Verlaß mehr auf Kalender, Prophezeiungen und sonstige Wetterregeln nach dem berühmten Vorbild des Schäfer Thomas. Die ganze Natur schien aus dem Häuschen zu sein, auf dem Kopf zu stehen! Furchtsame Gemüter hätten zuweilen an einen Weltuntergang glauben können. — Im November gings unter Schellen-

geläute im lautlos dahinsausenden Schlitten hinan in das schneeglänzende Gebirge. Aber der Winter gab doch nur eine kurze Gastrolle, dann zog er sich gleichsam auf sein Altenteil zurück. Als bunte Weihnachtsträume die Herzen höher schlagen ließen, da saßen wir im warmen Sonnenschein hoch droben im Freien auf der grünberasten Kuppe des Inselbergs und schauten vergnügten Sinnes hinab in die Länder von Thüringen, Hessen und Franken. Im Januar läuteten die Haselkätzchen an den Zäunen und Wassern, im Februar lärmten voreilige Frühlingssänger von morgens bis zum Abend in den erwachenden Gärten. Erst dann besann sich der Winter auf sein altangestammtes Recht, aber auch nur zögernd, ruckweise. Es schien wahrlich, als habe ihn das Alter recht vergeßlich gemacht. Seine geschichtliche Ungezogenheit bewahrte allein der April. Er sollte uns förmlich mit seinen Launen diesmal überschütten. Die Büsche grünten, die Vögel sangen, es fehlte nicht an Aprilveilchen, aber auch nicht an Kälte, Hagelschauern, Stürmen und plätschernden Regengüssen.

Und nun war er da! Frühling und Mai zugleich! Schwellendes Grün auf Wiesen und Berghängen; buntfarbiges Blühen im Gras, sieghaftes Schmettern aus Busch und Baum! Über den leuchtenden Kamm des Gebirges leicht aufsteigendes schneeiges Gewölk. Maienfreude, Maienwonne! Eine Drossel hatte mich ganz früh aus dem Schlummer geweckt! Sie sang vor meinem Kammerfenster in dem Wipfel eines Birnbaumes. Und wenn sie einmal Atem holte, dann fielen rasch Fink und Meise ein, um doch auch zu Wort zu kommen. Sonst aber warteten sie fein still, vielleicht aus achtungsvoller Scheu, vielleicht auch, um von der Meisterin noch zu lernen. Drosselgesang geht ans Herz. Er hallt so voll und weich und ergreifend oft. Ein Stück Seele spricht in lebenswarmen Tönen aus ihm. Mich hielt's nicht länger. Ich zog die Gardine zurück und riß das Fenster auf. Mein Gott, welch' eine Morgenschöne grüßte mich! Wo war die Griesgrämigkeit des

April denn hin? Ausgelöscht, verweht, vergessen! Alles lachte und sang und leuchtete. Die Sonne rührte an die Knospen, als wollte sie rufen: wacht auf, wacht auf! Der Mai ist gekommen! Oben am Garten rauschte der Wasserfall; zwischen den Wipfeln lugte das rote Dächergewirr der nahen Stadt hervor. Noch kein Rauchwölkchen darüber! Friede und Reinheit überall. Ich bog mich aus den Fenster, ich hielt freudige Umschau. Ich meinte immer, der blondgelockte Mai müsse flötespielend unter den Bäumen dahinschreiten, selig lächelnd über sein eigenes Werk. Aber ich vermochte nichts zu entdecken. Und höher rauschte die Sonne empor, Flutwellen feurigen Lichtes über die entzückte Erde ausgießend. Im Lauf des Vormittags blickte ich einmal über den Zaun in den angrenzenden Garten hinein. Da stand der Nachbar mit seinem jungen Weib über einen Korbwagen leicht gebeugt und beide schauten freudig auf das im Maiensonnenschein lächelnde kleine Glück. Himmelsschlüssel und anderes Blumenvolk leuchtete ringsum aus der Wiese. Dann legte er den Arm um ihren Leib und so schritten sie stumm unter den Obstbäumen einher. „Nachbar!“ rief ich. „Aha! Guten Morgen! Was sagen Sie zu dem Mai? Prächtig, was?“ „Und Sonntag dazu! Aber wissen Sie auch, Verehrtester, was echte Thüringer an solch einem Wundertag von altersher taten?“ „Nun?“ Sie unternahmen einen Maiengang, die Natur draußen zu begrüßen. Kommen Sie nach Tisch mit! Wir schlagen uns in die Berge und halten für uns Maifeier!“ „Das ist ein Gedanke!“ rief er aus. „Erwarten Sie mich also. Ich mache mit!“ — — —

So traten wir denn Nachmittag unseren Maiengang an. Es liegt etwas wie Musik und Duft frischen Grüns in diesem schönen Wort. Man meint irgendwo das silberne Auflachen von Mädchenstimmen zu hören, wie es zwischen den Büschen verklingt. Da und dort streicht ein buntes Gewand vorüber. Kinder kauern pflückend am Rain und in den Wiesen oder

begegnen uns, Frühlingssträuße in den runden Händchen haltend. Und auch das Alter tappt hinaus, soweit Beine und Stock es noch tragen, sonnt sich behaglich und gedenkt sinnend des eigenen Lebensmai. Maiengang! Es ist, als schritte man aus Dämmerung und Sorge hinaus in ein lachendes Zukunftsland, als ließe man alles Unfrohe, Freudlose hinter sich. Und wo man Menschen in den Bergen, unter den Bäumen der Straße begegnet, da möchte man ihnen stumm die Hände schütteln ob aller Feierlichkeit, die heute wie ein Friedenspsalm durch die Brust zieht. In den Vorbergen ging es heute lustig und lebendig her. Zwischen den Gärten hin, vorüber an den prächtigen Aussichtspunkten, über die frisch atmenden Bergmatten, durch Buchenholz und Tannicht — allüberall wogte es in hellen Scharen die alten lieben Pfade, die hinüber in das Tal von Friedrichsroda über Berg und Tal führen. Und dazu triliert's von allen Zweigen und schwebt singend durch die blaue Luft! Nun liegt auch dieses hinter uns. Tiefer hinein dringen wir in den Wald, in die schweigende Einsamkeit. Die Fichten haben zum Teil bereits frische Triebe angesetzt; zuweilen mischt sich eine lichte Birke drein, und wo ein Stück Lärchenwald eingesprengt liegt, da leuchtet es in einem Gemisch zarter, zierlicher Ranken und duftigen Geästs, daß sich das Auge gar nicht satt an diesen Frühlingswundern schauen kann. — Auf einer kleinen waldumschlossenen Halde steht Rotwild, Hirsche und Muttertiere. Aber der König unserer deutschen Wälder schaut in diesen Wochen, nachdem er die Stangen gefegt hat, wenig königlich aus. Nun werfen die Tiere auf und sichern zu uns herüber. Dann setzt sich das Rudel in Bewegung und taucht in die Fichtendickung hinein. Eine Viertelstunde später stehen wir an dem freien Rand des Berges, dessen Westseite hier nach dem Tabarzer Grund steil herniederfällt. In der Tiefe, fast aneinander grenzend, ruhen die echt Thüringer Ortschaften Klein- und Groß-Tabarz, Kabarz und das ehemalige

Nonnenberg, dahinter ein hoch aufsteigender Kranz prächtigster Waldberge, durchschnitten von vier tief eingerissenen, wasserdurchflossenen Tälern — über alles, wuchtig thronend, der schöne Inselberg! Ein Landschaftsbild, immer wieder das Herz erfreuend, wie oft man es auch gesehen und bewundert hat! Quer durch den Wiesengrund, die Dorfstraße von Kabarz entlang, eine schmale Seitengasse noch hin, dann umrauscht uns wieder feierlich-ernster Hochwald. Der Datenberg, der in früheren Tagen zahlreichen Zigeunerhorden alljährlich zum Stelldichein diente, steigt dicht vor uns auf. Seine Erinnerungen, seine felsenzerklüftete Waldeinsamkeit, die Fülle herrlichster Bilder, die eine Streife über seine Kuppe entrollt, machen ihn zu einem Schatzkästlein für echte Naturfreunde. An seinem Nordhang hin leitete durch Jahrhunderte eine uralte Handelsstraße über das Gebirge, aus Thüringen nach Hessen. Dieselbe, längst aufgegeben, windet sich aber noch über Gestein und durch Tannen- und Buchenforst ausgefahren und ausgewaschen, verstrüppt und vergrast, bergan. Sie bot in ihrer Breite immer nur für einen Handelswagen Platz. Dafür aber hatte man in bestimmten Absätzen Weichen geschaffen, wo der Wagentroß hielt, wenn ihm entgegen das Schellengeläut von Pferden tönte. Aber es war ein gefährlicher Paß am Datenberg hin. Zur Linken saß auf steiler Bergkuppe die Raubveste Leuchtenburg. Rechts aber hart am Weg, wo der Blick jach hinab in den Mühlbachgrund fällt, ragte ein vorgeschobener Wartturm der Stegreifritter empor. Da gab's kein Ausweichen dann, keine Rettung mehr für die Kärrner und Handelsleute. Sobald vom Wartturm das Zeichen nach oben aufstieg, sprengte man von dem steinernen Raubneste hernieder und fiel über den guten Fang her. Heute wandelt man in tiefster Einsamkeit diese einst so gefährdete Gasse hinan. Aus der Tiefe dringt das Rauschen des Mühlbaches und über uns flüstern dunkle Baumwipfel sich Waldmärchen heimlich zu. Wo ab und zu ein Auslug

sich öffnet, erblickt man massige Waldberge, die sich vor dem Inselberg lagern; in der Ferne ruht das offene Land, aus dem sich, sonnig angeleuchtet, der kahle Höhenzug des Berges der Frau Venus erhebt. Über das Tal fort, auf dessen tief eingebohrte Sohle der Blick nicht zu dringen vermag, senden wir den frischen Jodler. Er schwingt sich über die leis schwankenden Baumkronen fröhlich hinüber und kehrt von den Wänden jenseits im weichen Echo wieder. Noch einmal und noch einmal! Es ist, als fielen die Waldmusikanten mit verstärkten Kapellen ein; es summt und flirrt, leuchtet und lacht um uns in seliger Maienpracht. Gegenüber der Felskanzel, auf der sich ehemals der Wartturm erhob, gähnt in dem rotliegenden Gestein der Leuchtenburg — wie auch der spitzkegelige Berg nach der früheren Veste heißt — ein Höhleneingang, im Volksmund nur das „Apothekerloch" geheißen. Es ist ein Stolleneingang aus jenen fernen Tagen, da Tabarz und Kabarz noch auf Erz in diesen Bergen schürften. Eine etwas gruselige Geschichte ist mit diesem „Apothekerloch" verknüpft. Vor langen Jahren ging einmal ein Apotheker aus Tabarz spazieren. Möglich, daß es eine Suche auf heilkräftige Arzeneikräuter war. Jedenfalls kehrte der Mann nicht wieder in seine Behausung zurück. Ein Unwetter war an dem Tag über den Bergen niedergegangen. Vielleicht, daß er vom Blitz erschlagen irgendwo droben lag. Der Bergwald ward abgesucht; Bekanntmachungen und Aufforderungen ergingen. Der Apotheker blieb verschollen. Und schließlich ward er auch vergessen. Jahre waren dahingegangen. Da scheucht ein Gewittersturm arme Holzhauer aus den Bergen. Sie stürmen flüchtend hinab, als plötzlich einer den Vorschlag macht, in dem halbverschütteten Stollen Unterschlupf zu suchen. Gesagt, getan. Gebückt kriechen sie ein Stück hinein. Dann halten sie an. Der eine schlägt Feuer und entzündet einen Span. Bei dieser glimmenden Holzfackel sehen sie dicht vor sich einen tiefen Abgrund; ein Brett führt hinüber zu einer Felsnische.

Und dort, in der feuchtmodrigen Steinnische, da sitzt unser armes Apothekerlein, ein zusammengekauertes bleiches Gerippe, und die leeren Augenhöhlen starren unheimlich auf die Eindringlinge, die zu spät gekommen sind, ihn noch zu retten. Von Furcht gepeitscht, verließen die Holzhauer das schauerliche Loch. Staatsanwalt, Schreiber, Polizei und neugierig Volk ist dann hinaufgestiegen, damit die Sache „zu Protokoll" genommen werden konnte. Doch keiner fand die rechte Lust, das Gerippe herauszuholen, bis sich endlich der damalige Amtsphysikus des Ärmsten erbarmte, ihn in den Arm nahm und so mit dem Apotheker hinaus ins freie Tageslicht trat. Seitdem heißt der verfallene Stollen „Apothekerloch", und das abergläubische Volk weiß allerhand Spuk von ihm zu erzählen.

Eine Viertelstunde höher geht die alte Handelsstraße in die neue, zum Inselberg führende Kunststraße über. Tritt man durch den Fichtenstreifen, zwischen dessen Stämmen man es bereits beim Herannahen hell aufschimmern sieht, so steht man am Rand der Rothenbergwiese. Ein Landschaftsbild ersten Ranges liegt mit einem Schlag vor uns. Breit und leicht gewellt fließt grünleuchtend diese ganz köstliche Bergesmatte vor uns nieder. Rings türmen sich die Bergkolosse auf. Gleich hart neben uns prangt die Leuchtenburg. Aber statt einer altersgrauen Steinveste greifen stolze Buchen heute mit ihren frischbegrünten Wipfeln in den blauen Maienhimmel. Vor uns Fichtengehölz, Felszacken und dahinter mit seinen bemoosten Prophyrgebilden der Datenberg. Zur Rechten steigen mehrere Reihen herrlich geformter Berge auf, welche den Laucha- und Ungeheuren-Grund einrahmen. Wo der Lauchagrund in das Tabarzer Tal ausmündet, öffnet sich ein Ausschnitt und zugleich Ausblick auf die Vorberge und das heitere Thüringer Land. Vor ein paar Wochen hat hier droben noch Schnee teilweise gelagert. Heute herrschte Maienfreude. Unternehmungslustige Jungen waren zur Wiese hin-

angezogen und hatten sich aus Unmassen von gestürzten Bäumen und abgeknickten Gezweig — die Zeugen des letzten Schneebruchs! — zwei große Befestigungen errichtet. Sie tummelten sich als Deutsche und Chinesen herum, und in ihrer Phantasie war aus der Rothenbergwiese natürlich die Bucht vor Kiautschou geworden. Wir schlugen uns bald wieder seitlich ins Gebüsch, als auf einmal der Nachbar stehen blieb und ein ganz bedeutsames Gesicht aufsetzte. Wie eine Verklärung kam es dann über ihn. Er schien förmlich die Luft vor sich her zu trinken zu wolleu. „Merken Sie denn nichts? Gar nichts?“ fragte er lächelnd, und als ich nicht gleich antwortete, da schüttelte er den Kopf und sah mich fassungslos an, indem er humoristisch summte: „Still ruht der See. Aber, Mann!“ hob er dann wieder an. „Die ganze Welt scheint mir heute ja mit Duft von Maienkräutern erfüllt! Ah! So riechen Sie doch nur! Nicht? Famos! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend! Oder: Man soll den Nachmittag nicht vor dem Abend loben! Heißt es nicht so? Ich weiß es nicht genau. Ich weiß nur, daß überall umschwebt mich mild, Moselblume, deiner Schönheit Bild!. „Uerziger Würzgarten!“ Dabei kann man sich doch 'was denken . . wie überhaupt der Mai zu denken aufgibt, zu denken und zu danken! Denn nun rundet sich fast ein Jahr, da zogen zwei junge Eheleute die Mosel entlang, 's war ihre Hochzeitsreise! Mensch! Und dieser eine Ehelaut bin ich! Es war eine schöne Zeit! Sie kommt nicht wieder. Aber heute ist sie auch noch schön, und heute Abend . . na, ich komme Ihnen bereits im voraus ein Glas!“ Er schlug mit dem Stock eine Quarte pfeifend durch die Luft, wir schritten weiter. Das Tannicht umraschelte uns beim Durchbrechen des schmalen Pürschpfades, über uns blaute der Himmel und aus allen Tälern hallten Vogelstimmen hell herauf. Droben auf dem Datenberg durchkrochen wir alle Felsschlüfte und -winkel, lauschten in die Tiefe, blickten wieder freudig empor, und

dann erklommen wir den obersten Felskegel. Dort saßen wir nieder und schauten fröhlichen Herzens in den begnadeten Maientag. Berg an Berg getürmt, hoch über ihnen König Inselberg. Die Sonne funkelte in den Fenstern der Gasthäuser, deutlich sah man die Flaggen von den Dächern wehen. Rundum tiefrauschendes, heimliches Waldgewoge! Und wir mitten drinnen, hoch auf einsamer Felsenwarte, eine sonnenumglühte Insel aus endlos grünem Meer ragend. Dort oben saßen wir lange, die Füße gegen das Gestein gestemmt, um nicht abzugleiten. Erinnerungen flogen vorüber, Schatten und Lichter zogen vorbei. Wir lauschten dem Gesang der Drosseln, die in den obersten Wipfeln diesem Maientag huldigten, und hielten dann wieder Ausschau in die weite, weite Runde. So feierten wir den ersten Mai.

Gegen Abend ging es heim. Am Gartenzaun drückte mir der Nachbar die Hand. „Der Maientag ist noch nicht zu Ende", sprach er lächelnd. „Kommen Sie hernach mit Ihrer Frau herüber, damit wir unseren ersten Maiengang ordnungsmäßig beschließen." Ich stimmte zu. Als wir hinüber kamen, lachte uns bereits die Maibowle entgegen. „Mein Traum vom Datenberg!" bemerkte der Gastfreund. „Und nun heben wir die Gläser an. Dem schönen Mai das erste Glas! Möchte uns noch manches Maienglück beschieden sein!" Als die Bowle dem Ende sich näherte, füllten wir noch einmal die Gläser. Dann traten wir hinaus in den Garten. Weich und warm war die Nacht. Die Bäume dufteten, der nahe Wasserfall rauschte und über dem Burgberg stand voll und groß der Mond. In seinem milden Glanz leerten wir opferfreudig und gehobenen Herzens zum letzten Mal die Gläser.

Eine historische Bergstraße des Thüringer Waldes.

Seit dem 4. Mai 1521 hat die aus dem Werratale über den Rennstieg nach Thüringen hinab führende sogenannte Altensteiner Straße eine geschichtliche Bedeutung erlangt. Einige Tage später vermerkte der Pfarrer Hattenbach in das Kirchenbuch zu Schweina: „Anno 1521 Sonnabend nach Cantate, den 4. May, Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr ist der Herr Dr. Martin Luther allhier zu Schweina durchgefahren, da er von Worms kommen, und 1/4 Meil überm Altenstein bei dem Brunnen ufr Landstraße nach Waltershausen gefangen und auf Wartburg geliefert worden."

Dieser für die Fortentwickelung der deutschen Reformation so hochbedeutsame Akt, welcher sich mitten im grünen Herzen Deutschlands nahe des Süd und Nord trennenden uralten Grenzweges abspielen sollte, hat daher diesem Gebirgsübergange eine noch heute nachwirkende Weihe verliehen. Verlassen liegt längst die Straße. Kein Wagen ächzt mehr diese felsigen, tief ausgefahrenen Gleise entlang. Auf Stunden Länge ward sie in eine grüne, verwachsene Wildbahn umgewandelt. Nur die Erinnerung an jene denkwürdige Aufhebung des kühnen Augustiners blieb. Die Erinnerung — und die tiefpoetische Schönheit! Im Volke aber heißt die alte Straße seitdem nur noch die Lutherstraße.

Acht Tage nach jener denkwürdigen Reichstagsversammlung zu Worms, am 26. April 1521, war Luther dort aufgebrochen. Nur wenige Freunde begleiteten ihn. Ein freies Geleit von zwanzig Tagen war ihm durch den kaiserlichen

Kanzler zugesichert worden, freilich mit der Einschränkung, daß er auf dieser Reise sich alles Schreibens und Predigens enthalten sollte.

Sein ihm wohlwollender Kurfürst und wohl auch andere mochten nicht recht dem kaiserlichen Worte trauen. Sie fürchteten für das Leben des Reformators, daß Rom und Kaiser ihm doch wohl nach dem Leben trachten mögen, den Aufrührer für immer mundtodt zu machen. Es steht wohl ziemlich fest, daß es der Freiherr Friedrich von Thüna, Hauptmann zu Weimar und Burggraf auf dem Lauenstein im Loquitztale, war, welcher zuerst seinem kurfürstlichen Herrn den Gedanken nahe legte, daß man den Luther solle auf der Heimreise unauffällig aufheben und ihn scheinbar als Gefangenen fortschleppen. Niemand dürfe vorderhand erfahren, wohin dies geschehe, um seinen Feinden die Möglichkeit einer Befreiung zu nehmen. Friedrich der Weise stimmte diesem Plane zu und teilte ihn dem Reformator mit.

Es galt also im Grunde nur ein Maskenspiel aufzuführen. Luther wußte darum. Das bezeugt er selbst wiederholt. Bereits am 28. April schreibt er an den Maler Lukas Cranach: „Ich laß mich eintun und verbergen, weiß selb noch nicht, wo. Es muß ein klein Zeit geschwiegen und gelitten sein: Ein wenig sehet ihr mich nicht; und aber ein wenig, so sehet ihr mich, spricht Christus. Ich hoff, es soll itzt auch so gehen."

Am Abend des 28. April langte man in Friedberg in Hessen an. Es war der Sonntag Cantate. Da setzt sich Luther hin und schreibt an den Kaiser Karl V. einen Abschiedsbrief, fest und doch mit der geziemenden Ehrerbietung, worin er ausspricht, daß er nicht hätte widerrufen können, nicht aus Ungehorsam, sondern weil es sein Gewissen nicht zugelassen habe. Er habe vergebens gewartet, eine Widerlegung der Schrift zu hören. Da dies nicht geschehen sei, so habe er müssen abreisen. Er danke für den ihm zugestandenen

kaiserlichen Schutz und sei noch immer bereit, seine Lehre vor freien und gelehrten Richtern unter kaiserlichem Schutze allein mit Gottes Wort zu verteidigen. Darum allein wollte er heute noch einmal die Majestät flehentlich bitten, denn nicht um seine Sache und seinen Namen handele es sich, sondern es sei eine Angelegenheit der ganzen Kirche und des Reiches Gottes auf Erden.

Noch in derselben Nacht erließ Luther dann noch ein deutsches Schreiben an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reiches, in welchem er ebenfalls ausspricht, daß er mit Freuden sich zu einem Widerruf verstehen wolle, sobald der Beweis aus der heiligen Schrift zu erbringen sei: „Sodann wollt ich all Irrthum widerufsen, und der erst seyn, der meine Bücher fort in das Feuer werfen und mit Füßen darauf treten." Am Ende des Schreibens bittet der Reformator die Kurfürsten: „Daß ihr Kais. Maj. über mein vielfältiges vorigs und itzig untherthänigs und christlichs Erbieten mich durch mein Abgünstigen nicht wölle vergewaltigen verfolgen noch verdammen lassen. Es ist anzunehmen, daß Luther zu diesem Briefe seitens seines Kurfürsten ist angeregt worden. Wenigstens kann man dies ans dem Vermerk in einem Begleitschreiben an Spalatin, den kurfürstlichen Sekretär, folgern, an welchen Luther obige Schreiben nach Worms gelangen ließ.

Am 28. Abends langte man in Grünberg in Hessen an. Tags darauf hielt der so gefährliche Empörer feierlichen Einzug im — Kloster zu Hersfeld. Der Mut des damaligen Abtes Adam Crato verdient geradezu Bewunderung.

Luther einzuholen, hat der tapfere Abt seinen Verwalter ein Stück entgegengesandt. Am Schlosse empfing Adam Crato mit einer Reiterschar den Reformator und geleitete ihn zur Stadt Hersfeld. Hier am Tore ward derselbe seitens des Stadtrats feierlich begrüßt. Im Kloster harrte sein ein glänzendes Festmahl, das Zimmer des Abtes war ihm ein=

geräumt worden. Am nächsten Morgen bedrängte man Luther so lange mit Bitten, bis er sich entschloß, früh 5 Uhr eine Predigt zu halten, nachdem er vergeblich Abt und Kloster vor der kaiserlichen Ungnade gewarnt hatte.

Am nächsten Morgen ließ es sich der Abt nicht nehmen, Luther mit einem stattlichen Gefolge, bis zur Waldgrenze zu begleiten, und als der Reformator in Berka an der Werra anlangte, ward er mit seinen Begleitern von dem Verwalter des Klostergutes Hersfeld wiederum aufs beste bewirtet. An diesem Abend hielt Luther seinen Einzug in Eisenach. Scharen von Bürgern waren ihm bereits hocherfreut entgegengegangen.

Am Freitag, den 3. Mai, bestieg Luther in Eisenach die Kanzel und legte in zündenden Worten dar, was ihn zu seinem Protest vor Kaiser und Reich getrieben habe. Stadtrat und Geistlichkeit waren zugegen, auch Hans v. Berlepsch, Schloßhauptmann der Wartburg. Dabei ward der Überfall verabredet und dann Luther mitgeteilt, daß er bis auf weiteres ein Asyl auf der Wartburg nehmen müsse. Die Sache wurde so geheim behandelt, daß nicht einmal Luthers Bruder Jakob, der in seiner Begleitung war, etwas davon erfahren durfte.

Am 4. Mai verließ ein Teil der Begleiter den Reformator. Hieronymus Schurf, Justus Jonas und Peter von Suaven fuhren weiter in der Richtung nach Gotha. Um dieselbe Stunde reiste Luther mit seinem Bruder und Nikolaus v. Amsdorf „trans silvam" über den Wald hinüber nach Möhra, dem eigentlichen Stammsitze der Luthers. Hier predigte er am Vormittag auf demselben Platze, wo sich heute sein ehernes, schönes Denkmal erhebt. Denn da die Dorfkirche sich als zu eng für die Schar herbeigeströmter Verehrer erwies, so hatte Luther unter einer alten Linde vor dem Gotteshause Platz gefaßt. Jubel und Begeisterung umbrausten den Mann, dessen Eltern einst in Möhra gesessen

hatten, ehe der Wanderstab sie hinüber nach Eisleben geführt hatte.

Nachmittag brach Luther von Möhra auf, begleitet von den Segenswünschen der gehobenen Landbevölkerung. Amsdorf und sein Bruder Jakob waren mit ihm; nach einem anderen Berichte auch der Pfarrer aus Gotha, Friedrich Mecum. Seine Verwandten gaben ihm bis zur Burg Altenstein das Geleite. Ein zweirädriger Karren, wie solche damals noch zur Beförderung über Gebirgstraßen üblich waren, hatte Luther und seine Begleiter aufgenommen. Über Gumpelstadt, Schweina, Steinbach, den Glasbach hinan sollte der Weg die alte Straße gehen, den Rennstieg überschreiten und dann hinüber ins gothaische Land sich über die Berge zu den Ortschaften, Schmerbach, Schwarzhausen, Langenhain nach Waltershausen wenden, um von hier aus Gotha zu erreichen.

An Burg Altenstein war man vorbeigefahren, schon lag das seitlich sich in einer Talfalte emporziehende Dorf Hexen-Steinbach hinter den Reisenden, die friedliche Waldeinsamkeit des Glasbachgrundes umgab sie — da geschah etwas Unvermutetes, Luthers Bruder furchtbar Erschreckendes: Vermummte Reiter sprengten aus dem Dickicht, drei Knechte und zwei Ritter: Burkhart Hunt von Wenkheim, Lehnherr auf Altenstein, und Kaspar Hans v. Berlepsch, Schloßhauptmann der Wartburg. Man nötigte Luther vom Karren nieder, hob ihn auf ein Pferd und dann sprengte der ganze Trupp waldein, hinan das Gebirge zum Rennstiege.

Ob Amsdorf mit dem Wagenführer an diesem Tage nun in Steinbach oder tiefer in Schweina über Nacht blieb, kann nicht gesagt werden. Er wußte, daß Luther in sicherer Hut sich befand, kannte er auch dessen neuen Aufenthalt nicht. Luthers Bruders Jakob hingegen, dem der Überfall eine schreckvolle Überraschung bot, war furchtzitternd aus dem Wagen gesprungen und hatte sich in den Wald geflüchtet. Dann, als alles still geworden war, trat er auch auf die alte

Heerstraße wieder hinaus, diese fluchtartig weiter verfolgend. Noch am selbigen Abend langte er in Waltershausen an und verbreitete dann hier die Schreckensmär von Luthers Gefangennahme. Von Waltershausen aus nahm dann die anscheinend so trübe Kunde ihren Weg durch Deutschland. Ort für Ort gab sie weiter. Luthers Feinde jubilierten, seine Freunde erbebten. Der Reformator aber saß guten Muts auf der stillen Veste oberhalb Eisenach und segnete insgeheim die wohlwollende Tat seines fürstlichen Herrn und Freundes. Denn Eile hatte Not getan. Am 15. Mai war die Frist seines zwanzigtägigen freien Geleites abgelaufen. Am 26. Mai, datiert vom 8. Mai erschien der kaiserliche Erlaß, welcher Dr. Martin Luther in die Reichsacht erklärte. Dieser aber war nur „eingetan und verborgen".

Es war ihm um seiner eigenen Sicherheit willen verboten worden, selbst an Verwandte und Freunde Briefe zu schreiben. Erst nach und nach lockerte sich dieses Verbot. Spalatin und Amsdorf waren die ersten, welche sichere Nachricht von ihm empfingen.

Eine Woche nach dem aufregenden Ereignisse schreibt Luther am 12. Mai an seinen Feund Amsdorf „aus der Gegend der Luft" (in regione aeris), indem er also immer noch den Aufenthalt verheimlicht: Ich bin an demselben Tage, als ich von Dir getrennt wurde, nach langer Reise durch dunklen Wald, des Reitens ungewohnt und müde, nachts 11 Uhr in meine Behausung gekommen.

Niemand wußte, wo Luther sich verborgen hielt. Das Gerücht ging um, fränkische Freunde hätten ihn entführt. Nur seinen Freunden meldete er sich späterhin. Dafür schenkte er dem deutschen Volke die Bibel wieder und lieh der Wartburg einen unvergänglichen Schimmer. Denn trotz ihrer wundersamen Vergangenheit, trotz Landgrafenpoesie, Minnesang und dem einstigen Wirken der heiligen Elisabeth, nahm die Wartburg damals durchaus keinen hervorragenden Rang

mehr ein. Sie war ein altes, wurmstichiges Bergschloß, von denen Thüringen eine Fülle besaß. Nicht mehr noch minder. Erst der Aufenthalt Luthers rückte sie wieder etwas mehr in den Vordergrund. Mit der Herstellung der Veste durch den unvergeßlichen Großherzog Karl Alexander erwachte dann auch aufs neue all der Zauber, welchen einstens das frühe Mittelalter um diese Mauern ausgegossen hatte.

Als Junker Jörg saß der Reformator zehn Monate droben, in Wams und Vollbart. Wenn er ausging, so ward er angehalten, nicht seine Wehre abzulegen noch „über die Bücher herzufallen“. Das Geheimnis sollte strengstens gewahrt werden. Trotzdem ist Luther während dieser Gefangenzeit in Jena und Wittenberg, wenn auch unerkannt, gewesen. Im übrigen hatte er seine „Vogelherberge“, seine „Einsiedelei“, seine „Insel Patmos“ lieb gewonnen. Zuweilen stieg er hinab ins Hellthal — wo sich Fritz Reuters Landhaus jetzt erhebt — um Erdbeeren zu suchen, oder er widmete sich dem „bittersüßen“ Vergnügen der Jagd. Abends kehrte er beim Schloßhauptmann von Berlepsch ein, wo ihn die Augen des minniglichen Töchterleins um seine Ruhe brachten, daß er meinte, der Teufel treibe sein Spiel mit ihm. In solch einem Zornesaugenblicke schleuderte er das Tintenfaß gegen die Wand. An Melanchthon aber schrieb er damals bang klagend: „Es sind acht Tage, daß ich nichts schreibe noch studire, weil ich teils mit Versuchungen des Fleisches, teils mit anderen Beschwerden heimgesucht bin.“

Als die Nachrichten von dem wüsten Toben der Bauernhorden und Bilderstürmer immer dringlicher zur Wartburg hinanflogen, da hielt es den tapferen Gottesstreiter nicht länger droben. Am 3. März 1522 brach er auf und eilte nach Wittenberg, um hier mit Donnerworten die Aufrührer zurückzuscheuchen.

Zur Wartburg ist Luther nicht wieder gekommen. Auch die Altensteiner Straße ist er nicht wieder gezogen. So oft

er fortan auch noch den Rennstieg des Thüringer Waldes kreuzte, benutzte er stets einen anderen Übergang.

Geweiht aber blieb die so denkwürdige Straße bis in unsere Tage. Ein Kranz blühender Sagen umpflicht heute ihren Namen. Dichtkunst und Bildhauerei bemächtigten sich des geschichtlichen Vorganges. Mit immergrüner Schönheit schmückte die Natur diese herrliche Bergstraße. Wer da im stundenlangen Wandern einsam sie dahinzieht, den scheinen tausend Geheimnisse zu umflüstern. Der freie Atem eines königlichen Bergwaldes weht ihn an.

Wo hinter den so charakteristisch über dem Werratale auftrotzenden Dolomitklippen der Sommersitz des kunstsinnigen Herzogs von Meiningen sich birgt, Schloß und Park Altenstein, ein grünes Märchenreich an Schönheit und heiterer Anmut: da windet sich zwischen ihm und dem malerischen bergeingeschlossenen Dorfe Steinbach die Altensteiner Straße zum Gebirge empor — unsere Lutherstraße.

Diese bietet anfangs reizvolle Rückblicke auf das Tal, auf das halbkranzförmig von laubbedeckten Höhen beschützte Bad Liebenstein mit seiner düsteren Ruine. Dann taucht sie in üppig quellenden, kraftvollen Hochwald. Ein Stück bergan hält sie noch den Zug inne, welchen die neue Kunststraße nach Ruhla und Winterstein sich wählte, um dann rechts seitlich in das saftige Wiesental des Calmbachgrundes abzuzweigen, dort wo der Calmbach sich mit dem Glasbach vereinigt, um hinab nach Steinbach zu fließen. Der Calmbachgrund aber nimmt von hier an bis zum Rennstiege, wo seine Quellfäden liegen, den Namen Luthergrund an.

Hier fand die Aufhebung des Reformators statt. Hier rieselt der Lutherbrunnen, grünt noch ein Rest der einstigen Lutherbuche, hier erhebt sich zum Gedenken an den so bedeutsamen Vorfall das Lutherdenkmal. Letzteres stellt eine 10 Meter hohe, gothische Sandsteinsäule in Form eines

Türmchens dar. Diese Säule ist von einem Eisengitter umrahmt und trägt nachstehende Inschriften.

Auf der Vorderseite:

„Hier wurde Dr. Martin Luther am 4. Mai 1521 auf Befehl Friedrichs des Weisen, Kurfürsten von Sachsen, aufgehoben und nach dem Schlosse Wartburg geführt."

Auf der Rückseite:

„Errichtet von Bernhard Erich Freund, Herzog zu Sachsen-Meiningen, im Jahre 1858.

Die monumentale Einfassung der Quelle geschah auf Veranlassung des Landesfürsten zur Feier der 300jährigen Wiederkehr des Tages, an dem die Überreichung der „Augsburger Confession" an den Kaiser Karl V. erfolgte. Am Lutherquell aber fand eine erhebende Kirchenfeier statt, an welcher der Hof, die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften sowie zahlreiche Badegäste aus Liebenstein teilnahmen.

Die eigentliche alte Lutherbuche ist längst verschwunden. Nur ein Stumpf ist noch zu schauen, daneben ein frisches Bäumlein. Bereits um die Mitte des 18. Jahrhundert war ihr Dasein bedroht. Der Förster hatte Befehl gegeben, die Waldung am Mühlberg abzuschlagen. Dabei wäre denn auch der denkwürdige Baum gefallen. Da kam ein Steinbacher, Andreas Malch mit Namen, des Weges daher; den faßte Unwillen und Mitleid. Er bezahlte den Taxwert der alten Buche und rettete damit diese. Späterhin haben verschiedene Male nach Franken oder der Rhön vorüberziehende katholische Wallfahrer versucht, den Teufelsbaum zu vernichten. Sie legten Feuer an. Doch gelang es noch immer, ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren. Endlich schlug jedoch auch seine letzte Stunde. Er war recht alt und morsch geworden; da hatte ein Sturmwind leichtes Spiel, als er am 18. Juli 1841 ihn umstürzte. Teile seines Holzes befinden sich noch auf der Wartburg. Mancherlei Erinnerungsstücke sind auch aus den Überresten der Lutherbuche angefertigt worden.

So befindet sich in der interessanten Sammlung des „Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde“ auf der Wilhelmsburg oberhalb der Reformationsstadt Schmalkalden ein medaillonartiges Bronzebild Luthers aus dem Jahre 1520, welches ihn im kräftigen Mannesalter darstellt, das Haupt mit einer Kappe bedekt. Ludwig Bechstein ließ dieses Bildnis mit einem Rahmen vom Holze der Lutherbuche umgeben und setzte seinen Namen und folgenden Vers darunter:

So wie dies Bild in Erz sah Luther aus,
Als er des Papstes Bannbrief kühn verbrannte,
Und als ein Jahr darauf zum sichern Wartburghaus
Von Freundeshand geschirmt, er seine Schritte wandte.
Beim Holzstoß, der vor Wittenberg geflammt,
Verzehrend Papstgesetz, sammt seinem grimmen Fluche,
Wie bei dem Holz der hehren Lutherbuche,
Denkt an den Segen, der von Luther stammt.

Zum Andenken geweiht von Ludwig Bechstein.

Das der einfache geschichtliche Vorgang der Aufhebung Luthers dem thüringer Volke nicht genügen konnte, ist selbstverständlich. So hat es denn auch dieses Ereignis mit allerlei poetischem Rankenwerk geschmückt.

Danach wäre also der Reformator nicht sänftiglich aus dem Wagen herausgebeten worden, sondern man habe ihn heruntergerissen, so daß er, übermannt von dem jähen Schrecke, halb ohnmächtig unter der Buche zusammengebrochen sei. Da habe er sich erquicken wollen. Doch kein Brünnlein sei sichtbar gewesen. So stieß der fromme Gottesmann in den Boden, und wie einst Moses geschehen, so sei nun auch vor seinen Augen ein Wasserquell dem Felsen entsprungen.

Nun sei man aufgebrochen, den Reformator zwischen den Pferden mit fortführend. Oben am Rennstiege bei der Glasbachwiese ließ sich Luther auf einen Granitblock nieder. Als jetzt die Reiter ihn zum Weitergehen anstachelten, sprang er auf, stampfte zornerfüllt mit dem Fuße auf den Stein und

rief aus: „Ich gehe nicht weiter! Sagt, was Ihr mit mir vorhabt. Wollt Ihr mich berauben oder töten, so tut es. Doch Ihr bringt mich keinen Schritt weiter!“

Nun erst hoben ihn die vermummten Reiter auf ein Pferd und jagten mit ihm kreuz und quer durch den Bergwald. Etwaige Verfolger aber irre zu leiten, rissen sie ihren Pferden die Hufe ab und schlugen sie verkehrt wieder auf. Erst auf der Wartburg gab man sich dann dem geängstigten Reformator zu erkennen. Auf der Glasbachwiese aber hatte sich ein zweites Wunder erfüllt. Die Fußspur Luthers hatte sich in dem Granitstein eingezeichnet.

Wer durch den Luthergrund die alte, verlassene Heerstraße emporzieht, der rastet gern hier eine kurze Weile am Denkmale wohl. Das Rieseln des Wassers, das Rauschen der Wipfel klingt so heimlich mit den aus vergangenen Tagen herüberwehenden Erinnerungen zusammen. Süßer, tiefer Frieden ruht auf den sanft niederstreichenden Bergmatten. Da blühen bunte Blumen ohne Zahl und aus den Wäldern schallt das Liedergewirr befiederter Sänger.

Wo die verlassene und verwachsene Straße den Rennstieg kreuzt, liegt ein wüster Flecken, die Walper (Wallfahrt) im Volksmunde geheißen. Die Überlieferung will wissen, daß hier einstens sich ein Kloster erhob. Dem ist aber nicht so. Wohl aber stand hier in früheren Jahrhunderten eine Kapelle, wie solche sich überall an den Gebirgsstraßen befanden. Der fahrende Mann und Kärrner trat hier gern ein, ein Stoßgebet für eine glückliche Weiterreise an die Mutter Gottes oder an seinen Schutzheiligen emporzusenden, Schutz gegen räuberische Überfälle zu erflehen. Und kam ein Unwetter, so dienten diese offenen Steinhäuschen als Unterschlupf. Rührig in Erbauung solcher Kapellen zeigte sich für diese Gegend besonders das Stift Hersfeld, welches drüben in Thüringen umfangreiche Besitzungen sein nannte und daher über das Gebirge so manches

Stückfaß guten Weines zu den Brüdern jenseits des Rennstieges entsandte.

Da aller Wahrscheinlichkeit nach der Gebirgsübergang hier bereits im 10. Jahrhundert bestand, indem nach einer noch vorhandenen Urkunde aus dem Jahre 933 das Bekanntsein dieser Gegend unzweifelhaft hervorgeht, so mag auch bereits damals die Kapelle vielleicht angelegt worden sein. Die erste und bestimmte Nachricht über ihr Bestehen liegt uns aus dem Jahre 1183 vor, in welchem Papst Lucius III. dem Prämonstratensermönchskloster zu Königsbreitungen eine Reihe Kirchen bestätigt, unter welchen sich auch die Kapelle im „Glasebach" am Rennstieg befindet. 1521 wird sie bereits als eine „wüste Kirche" bezeichnet.

Heute ist keine Spur mehr von dieser Betkapelle zu entdecken. Dafür umschlingt ein blühender Sagenkranz die einsame Stelle am thüringer Kammpfade. Ungeheure Klosterschätze sollen hier noch unter Busch und Dorn im Waldboden ruhen. Eine weiße Jungfrau bewacht sie. Sie trägt einen Schlüsselbund am Gürtel, mancher will sie schon aus der Quelle am Glasebach haben trinken sehen.

An einem Frühlingstage, der Schnee war bereits gewichen, doch grünte noch kein Blatt, da waren einmal arme Steinbacher, Mann und Frau, mit ihrem einzigen Kindlein, einem fünfjährigen Mädchen, hinauf in den Wald gegangen, dürres Holz einsammeln. An der Walper setzten sie ihre Körbe nieder, daneben das Mädchen. Als sie endlich aus dem Holze wieder zurückkehren, ist das Kind verschwunden. Angstvoll ruft die Mutter nach ihm. Da erscheint es lächelnd und hält in den Händen blühende Blumen, Kirschen und sonstige Früchte. Und nun erzählt es den staunenden Eltern, daß es habe zu weinen angefangen, da es sich so einsam gefühlt. Da sei eine schöne, weiße Jungfrau gekommen und habe es mit guten Worten getröstet, es auch so reichlich beschenkt. Dann habe sie zu ihm gesagt, es möge nur mitkommen in einen herrlichen

Garten, dort solle es noch mehr Blumen und Früchte pflücken. Da sei es mitgegangen und habe alles so gefunden, wie ihm versprochen ward. Auf einmal habe die Jungfrau ihm gesagt, nun müsse es wieder zu den Körben gehen, denn die Mutter rufe.

Jetzt aber, meinte das Kind, sollten nun auch einmal Vater und Mutter all diese Pracht sehen. Die Eltern folgten ihm und fanden des Staunens kein Ende. Als sie aber plötzlich die Jungfrau erblickten, die ihnen freundlich winkte, da faßte sie Schauer und Furcht. Sie eilten zurück, nahmen ihre Körbe und das Kind auf und kehrten nach Steinbach um. Von Stund an verlangte das Mägdlein nur noch nach dem Garten und der schönen, weißen Jungfrau.

Es schrie und härmte sich ab. Da die Eltern es aber nicht fortließen, so kam ein tiefes Sehnen über das Kind und es ward sterbenskrank. Weinend saß die Mutter am Bettchen und betete für ihr Einzigstes. Da auf einmal glitt es wie Sonnenschein über das Angesicht des Mägdleins. Mit verklärten Zügen erhob es sich im Bettchen, streckte die Hände aus und jubelte: „Sieh', Mutter, die weiße Jungfrau, wie sie mir Blumen und süße Kirschen bringt!" Sank zurück und war tot. —

Alte Ruhlaer und Steinbacher haben früher behauptet, daß es noch immer nicht recht geheuer an der Walper sein soll. Alle sieben Jahre sollen sich nach Mitternacht des Tages, an welchem einst das Kloster zerstört wurde, die Schatten der Nonnen aus den Gräbern erheben. Das Kloster selbst mit Mauern, Hallen und Türmen baut sich aufs neue auf, eine Glocke setzt mit klagenden Tönen ein, und dann sieht man mit einemmale im langen, phantastischen Zuge die Nonnen heran zur im Kerzenschimmer strahlenden Kirche wallen. Die aber mitten im finsteren Walde den Lichtschein aus den Kirchenfenstern strahlen sahen, die gespenstige Prozession erblickten, sie mußten bald darauf ihr Leben lassen.

Wer an der Walper den Rennstieg kreuzt, versäume nicht, den nur wenige Minuten davon 728 Meter hohen aufstrebenden Gerberstein aufzusuchen. Er ist ein wahrhaft ehrwürdiger Schutzwächter an Thüringens Bergzinnenpfade. Sein besonderer Stolz aber darf sein, daß er von allen Bergesgipfeln des Thüringer Waldes derjenige ist, welcher zu allererst in einer Königsurkunde erwähnt wird. Der erste Sachsenkaiser Heinrich I. ist es, welcher in einer 933 ausgestellten Urkunde auch des „Gerwenestein" gedenkt, das heißt also des Steins (Veste?) des speerfrohen Gerwin. Ob in jenen fernen Tagen der Berg eine Burg vielleicht trug? Wer will es ergründen. Heute bildet der Gipfel des Gerbersteins und seine Umgebung ein wüstes Chaos durcheinander gekollerter Felsstücke. Über diesem malerischen Geröll, über leuchtenden Buchenwipfeln ragen gewaltige Porphyrklippen empor, einige davon wie schlanke Säulen emporstrebend. Das Gesamtbild macht den Eindruck, als habe einstens eine Riesennaturmacht den Berg auseinandergerissen und die Einzelteile hinaus- und hinabgeschleudert. Und in der Tat erzählen alte Chronisten, daß das Thüringer Land von einem Erdbeben 1348 heimgesucht wäre. Möglich, daß damals dann der Gerberstein seine jetzige so anziehend phantastische Gestaltung empfing.

Von dem vorgeschobensten Felskegel des Gerbersteins entrollt sich nach Westen ein tiefpoetisches Bild. Man schaut über wogende Laubmassen schier unendlicher Wälder auf den Talkessel von Liebenstein, in das Parkrevier des Schlosses Altenstein, hinaus ins sonnendurchleuchtete Werratal mit der Fülle seiner Ortschaften, Teiche, Burgen und Kirchen, hinüber zur stillen Rhön, deren Basaltkuppen sich wundersam von dem abendlich gefärbten Himmel abheben.

Ein Stückchen jenseits der Walper fällt hier eine kurze Strecke die alte Straße noch einmal mit der neuen Kunststraße (nach Winterstein hin in kühnen Kurven führend) zusammen. Dann verläßt sie letztere und bewegt sich nun links abzweigend

über die Bergkette hin, welche im Verlauf das linke Ufer des von der Emse durchflossenen Wintersteiner Grundes begrenzt.

Der schönste und erhabendste Teil der Altensteiner Straße hebt damit an. Wer ihn einmal langsam entlang zieht in seiner tief verträumten, an das Herz so sonderbar anrührenden Verlassenheit, der wird auch verstehen, was mir die Feder in die Hand drückte. Eine Poesie umschwebt diesen breiten, grünen Rasenpfad, die sich besser nachempfinden denn ausmalen läßt. Tausend Geheimnisse scheinen ihn zu umschweben. Wir lauschen auf, wenn ein vorüberstreichender Vogel gar zu laut uns seinen Gruß entgegenschmettert oder im Dickicht uns zur Seite Wild flüchtig wird. Hier ziehen wir gebückt unter tiefhangenden Riesenwipfeln uralter Einzelbuchen hin, an überblühten Hohlwegen und im Dämmerlicht liegenden Gräben, aus denen ein Niederwald von Farrenkräutern empor zum Lichte drängt. Dort sitzen wir nieder auf grasigem Rain und lassen die Blicke über die grünen Bergwellen tauchen, über aufstrebende Porphyrwände, schimmernde Matten, den Inselberg und seine Trabanten, hinaus in die offene Thüringer Mulde, über das Hörseltal fort bis zu den fernen Höhen der Schwarza, Gera und zum Brocken.

Hier kommt niemand entlang. Die gedruckten Führer schweigen über diese Straße, die lebenden aber geleiten ihre städtischen Opfer lieber die wohlbekannten Wege, welche der Gebirgsbewohner gern meidet. Und Wagen rollen hier nicht mehr auf und nieder. Streckenweise ist hier bereits jede Spur eines einstigen Verkehrs verwischt. Nur ganz schwach noch deuten da und dort Rinnen im duftigen Berggrase darauf hin, daß hier einstens ein Verkehr lebte. Dann aber reißen wieder Hohlwege auf, ausgewaschen, sodaß das blanke Gestein natürliche glatte Stufen bildet. Da wuchert's von allen Seiten herein: Weißdorn strömt betäubenden Duft aus, Ebereschen heben sich darüber hin und seltsam knorrige Buchen ringeln ihr Wurzelgeäst bis nieder auf den Grund. Dazu gluckert's von allen

Seiten von ungezählten aus Stein und Moos rieselnden Quellfäden.

Wo unsere Straße von der neuen Kunststraße abzweigt, breitet sich die hintere Schwarzbachwiese aus. Auf ihr ließ Herzog Ernst der Fromme im Jahre 1664 ein Pirschhaus errichten, das aber auch zugleich die Berechtigung empfing, vorüberziehenden Fremden Imbiß und Trank zu reichen. Im 18. Jahrhundert ist dieses Rasthaus dann wieder verschwunden. Nur die angrenzenden Forstorte erinnern in ihren Namen Haus, Hausweg, Hausgrund und Hausfeld noch daran.

Über frischblühende Matten, durch Hohlwege, unter schattenden Wipfeln hin streicht unsere weltverlassene Bahn. Reicher und farbiger wächst das Bild vor uns aus der Tiefe und Ferne. Schon grüßen ein paar rote Dächer von Winterstein herauf. Wo das Gebirge sich im offenen Lande verliert, glänzt von der Kuppe des Burgberges Schloß Tenneberg über Waltershausen.

Wehendes, harmonisches Geläute dringt näher und näher, von der Luft über die aufhorchenden Berge getragen. Das ist der Hutmann von Ruhla. Seine Rinderherde wandelt vor uns unter den Buchen am Wege, er selbst sitzt auf einem Baumstumpf und schnitzelt an einem Stück Holz herum. Freundlich Wort und Gegenwort. Sein Hund umschnuppert uns. Dann geht's weiter. Ein Stück tiefer ragt zur Seite, ganz prächtig sich von dem Abendhimmel abzeichnend, ein kolossaler Steinwürfel, der Fuhrstein, in die Höhe. Ein paar vereinzelte Bäume haben sich droben an ihn festgeklammert. Weiterhin ragt die herrliche Steinwand des 65 Meter jäh abfallenden Meisensteins aus grünem Wipfelkranze empor. Seitlich werden die sagenreichen Wartberge sichtbar. In den Fenstern des Schlosses Tenneberg wie in denen des Friedenstein zu Gotha lohen Abendfeuer. Ein Kuckuk ruft im Walde. Heimlich Wehen umschmeichelt uns. Wir halten im Wandern

inne. Es ist so schwer, sich von diesem Bilde loszureißen, das wie mit tausend geheimen Fäden uns festgebannt hält.

Nun hinab an den beiden Straßenwiesen vorüber, am Meisenstein hin. Letzter, dicht verworrener Wald begleitet uns. Dann stehen wir auf der freien Kuppe des Lerchenhügels. Und auch erste Lerchenwirbel suchen uns aus goldener Luft auf. Wachholder und Thymian, Heckerosen und Weißdorn beleben die Geschiebe und von Heide überzogenen Terrassen des Berges.

Dann lacht mit seinen roten Dächern uns das Dörfchen Schmerbach aus der Tiefe entgegen. Obstbäume hüllen es ein. Ein schlichter Kirchturm erhebt sich darüber. Hier mündet die Altensteiner Straße ein, wendet sich über Schwarzhausen durch die waldumgrenzte „Hölle" nach Langenhain, um nun jenseits eines Bergriegels in das Puppenstädtchen Waltershausen einzukehren. Über den Marktplatz, durch das alte Nikolaustor nimmt sie die Richtung, bis sie freies Land erreicht hat und nun hinüber zur Residenzstadt Gotha strebt.

Ein Thüringer Sängerfest.

Herzog Karl August, der Freund Goethes, war es, der einmal in einer Gesellschaft deutscher Fürsten den schönen Ausspruch tat: „Lobt immer Eure Länder! Ein so poetisches, sangesfrohes Völkchen, wie meine Thüringer, gibt's doch nirgends wieder im Deutschen Reiche!" Der fürstliche Lobredner, der in seinen jüngeren Jahren seinem Volke so tief ins Herze, den thüringer Waldmädels in die Augen geschaut hatte, hat bis heute recht behalten.

Haben Aufklärung und fortschreitende Bildung auch mit manchem poetischen Bestandteil unseres thüringer Volkslebens für immer aufgeräumt, den schlicht-naiven Glauben zerstört, so viele Sitten und anheimelnde Gewohnheiten vernichtet: die Sangeslust in der thüringer Brust konnten sie doch nicht ersticken.

Der echte Thüringer, besonders der Wäldler, ist und bleibt ein Waldvogel. Wie bei keinem andern deutschen Volksstamm kommt grade hier das Goethesche „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" zur vollsten Wahrheit. Das ist thüringer Eigenart. Heute läßt man den Kopf hängen und meint „das Lebenslicht" müsse ausgehen. Dann — ein Sonnenstrahl nur — und man zwitschert und schmettert wieder hinaus, selig, unbekümmert um das Morgen, nur weil das Heute lacht. So haben's die Alten gehalten, so werden's die Jungen weiter tun, so lange noch echt thüringer Blut durch ihre Adern fließt. Dialekt, Sitte, Tracht müssen in dem großen

Verschmelzungsprozeß allmählich untergehen. Die geheimnisvolle Kraft des Blutes wird sich noch auf lange hinaus bewähren.

Es gibt zwischen Alpen und Seegestade eine Menge lebenslustiger deutscher Stämme. Im Festefeiern aber zeigt sich der Thüringer wohl am meisten ausdauernd und geradezu unverwüstlich. Daß jeder Sonntag irgendwo ein Fest bringt, zu dem man unbedingt hinüber muß, bleibt selbstverständlich. In katholischen Landen machen's die lieben Heiligen, hier, zwischen Werra und Saale, müssen der Sport, das Vaterland, die Kunst, das gesunde Turnen usw. als Deckmantel dienen, das wenig Ersparte und Erworbene ruhig wieder aus den Fingern gleiten zu sehen. Wird man aber Zeuge der herzinnigen Fröhlichkeit dieses leichtsinnigen Völkchens, kann man gar nicht zürnen, mag man nicht bekehren. Es ist eben sein Glück und nach ihm trachtet ein jeder innerhalb der kurzen Spanne Lebenszeit. Ein Nationalökonom würde im Thüringer Walde sicherlich niemals zum Säulenheiligen erhoben werden.

Von all den Festen, welche der Thüringer feiert, schätze ich noch jene am höchsten, wo es um Musik, um Gesang geht. Im Reiche des deutschen Aars ist ja der Thüringer am musikalischsten veranlagt. Musik ist ihm Lebenslust, Sorgenbrecher, Daseinsverschönerung. Sie hebt die Standesunterschiede auf und rückt auf den Wellen der Melodie Arm und Reich, Vornehm und Gering zusammen. Man soll nur einmal sich eine Musikkapelle in einem Walddorfe, wo fast jeder sein Lieblingsinstrument meistert, näher betrachten. Einträchtig sitzen da in Proben und Konzerten Holzhauer und Lehrer, Gendarm und Steinbrecher, Fabrikherr und Fabrikarbeiter, Gläser und Porzellaner, Handwerker und Rentner bei einander und pauken, blasen, streichen und wirbeln nach Herzenslust. Da schweigt für Stunden politischer Gegensatz und was sie sonst wohl trennt. Die Kunst wird zur Zauberin, die alle leise, unverwandt über alles Erdengetriebe in höhere, reinere Regionen rückt.

Solch ein thüringer Sängerfest darf sich immer sehen — besser: hören lassen. Der Bergwald mit dem Ausblick weit hinaus über Höhen und Täler ist doch ein anderer Rahmen, denn ein vollgepfropfter Wirtshaussaal. Freier steigt das Lied, höher hebt sich die Brust. Heimatweisen, Waldklänge — hier sind sie zu Hause. Man glaubt daran und verliert sich gern wieder einmal in sonnige Träume, welche vor dem Alltage und seinen materiellen Forderungen nicht immer standhalten wollen.

Darum freute ich mich, als in diesen Sommertagen wieder einmal ein Aufruf an die einzelnen Vereine des „Sängerbundes vom Walde" erging, diesmal in Frankenhain zu einem Feste sich einen. Aus den Waldtälern und von den freien Höhen scholl freudiger Zuruf. Jeder Ort rüstete sich. Dieser Sängerbund umfaßt die Gesangvereine einer Reihe von Ortschaften zwischen Elgersburg und Plaue im Geratale und dann bergein in das Gebirge. Er ward vor mehr als einem halben Jahrhundert begründet. Sein Bundesleiter, ein bekannter thüringer Geistlicher, ist der Sohn des Mannes, der einst den Segen über die nun alte Bundesfahne sprechen durfte und längst neben seinem Gotteshause an der Berglehne in Elgersburg unter grünem Rasen ruht. So durften Vater und Sohn, Seelsorger im Berufe, auch über diesem der Kunst und geselligen Freude gewidmeten Bunde segnend ihre Hände halten.

Da das eigentliche Gesangsfest erst für den Nachmittag angesetzt war, so blieb noch gute Gelegenheit, die Morgenstunden des Sonntags mit einer Wanderung auszufüllen und so der Eisenbahn wenigstens teilweise doch ein Schnippchen zu schlagen.

Außer der alten Waldsaumstraße, welche sich nordöstlich des Thüringer Waldes nach Süden hinabschlängelt, läuft jetzt auch ein Schienengleise, die Ortschaften zwischen Fröttstädt — Waltershausen und Frankenhain — Gräfenroda ver-

bindend. Denn immer wo zwei Berge den Durchschlupf für einen Gebirgsbach zum Lande frei lassen, hat sich ein Städtlein oder Dorf festgenistet. So führt uns denn in Schlangenwindungen der Bahnzug in aller Morgenfrühe hinaus, über Friedrichroda, Georgenthal nach Luisenthal, ein reizvolles Idyll am Ausgang des Ohragrundes, dessen Quellfäden dicht unterhalb Oberhof zu Tage gehen.

Stolze Bergkulissen eröffnen bei Luisenthal den Ohragrund. Allmählich treten sie näher zusammen, das offene Land hinter uns verschwindet, geschlossener, heimlicher gestaltet sich das prächtige Talbild, das von den Hütten des Dorfes Stutzhaus gar malerisch belebt wird. Ein frischer Morgen! Wolken drängen von Berg zu Berg, dazwischen warf die Sonne funkelnde Lichter hernieder. Der Bach rauschte uns zur Seite, Schnitter schritten mähend über die taufunkelnden Wiesen, blaue Rauchwölkchen kräuselten sich da und dort über den Dächern, aus den nahen Wäldern scholl der Morgensang der Vögel. Still und leer lag noch die schöne nach Oberhof emporführende Straße.

Auf Stutzhaus folgt Schwarzwald. Hier beim letzten Hause zweigt links ein Weg hinauf zur rechten Talwand. Er stürmt rasch empor und gewährt einen herrlichen Rückblick auf den Ohragrund. Dann taucht er in Hochwald ein; nur ab und zu noch öffnet sich ein weiter Blick über ferne blaue Höhen. Wo unsere Straße sich mit der von Crawinkel heraufkommenden uralten Geleitsstraße verbindet, steht am Waldrande ein Forst- und Gasthaus „Zur Wegscheide". Es ist eine berühmte Kaffeestation für die Kurgäste Oberhofs. Ein paar Jahre hatte ich hier nicht Einkehr gehalten. Ich setzte mich wieder auf den alten Platz und labte mich an einem etwas verspäteten Morgentrunk. Aber die freundlichen Gesichter, welche einst hier hausten, waren inzwischen fortgezogen, fremd mutete alles an. Da war es mir wohler, als ich mit meinem Begleiter wieder unter den Bäumen der Hochstraße

entlang schritt. Mehr und mehr tauchten stilvoll kostümierte Badegäste auf, bequeme Bänke am Wege verkündeten die Sommerfrische. Oberhof, das einstige armselige Holzhauerdorf, warf bereits seinen Schatten.

Als die Glocken in dem graubeschlagenen Kirchlein zum Gottesdienst riefen, traten wir auf die Hochfläche hinaus, über welcher sich heute die Wolkenkratzer und Massenvogelkäfige des Thüringer „St. Moritz“ breiten. Aber nur wenige von Badegästen schienen auf der Glocken Ruf zu achten. Die Hochstraße bildete die übliche Lästerallee, wie solche jeder Badeort aufzuweisen hat. Der Flirt hatte bereits begonnen und gar liebliche Jünglinge, schneeweiß angetan, mit hohen Kragen und aufgekrempten Hosen, waren zum Turnier erschienen oder sprengten noch aus den Häusern heran.

Einige Karossen rollten langsam vorbei; bunte Sonnenschirme und sommerliche Mädchenhüte leuchteten wie Riesenblumen zwischen den Bäumen hervor, der Wirt vom Domänengasthofe zählte frisch eingetroffene Forellen vor der Haustür ab, Kellner schwirrten her und hin, dazwischen: bimbaum . . . bimbaum . . . Ich weiß nicht, aber das alte, wettergraue Kirchlein tat mir leid um diese Stunde. Ich hatte das Gefühl, als müsse es sich fast schämen ob seiner Demut und Schlichtheit. Auch ein paar winterschiefe, schindelgedeckte Hütten aus Alt-Oberhof haben sich noch erhalten. Sie, das Kirchlein, das helle Jagdschloß und der Domänengasthof haben einst noch jene waldstillen Tage gesehen, da Oberhof noch ein Idyll war, dem wandernden Naturfreund eine Herzensfreude. Jetzt gleicht es einer über Nacht aus der Erde empor gewachsenen amerikanischen Stadt. Was ihm allein den so hohen Wert gibt, ist seine Höhenlage, der Reichtum der ringsum sich ausbreitenden Naturschönheiten.

Von englischen Lauten noch ein Stück verfolgt, schlagen wir uns bald wieder in den Hochwald. Moos, Porphyr und Nadelwald strömen uns herzhaftes Willkommen entgegen.

Finken wirbelten und aus den Schluchten und umdämmerten Rinnen und Bergfalten klang schüchtern und verstohlen das erste Rieseln junggeborener Quellbäche. Anfänge eines Tales schimmern durch die Bäume, Wiesengrund schiebt sich als ein Langstreifen ein, dann leuchtet uns der eng eingebettete Sieglitzteich entgegen. In seinem dunklen, ernsten Spiegel beschauen sich die hohen Waldriesen. Ab und zu schnellt eine Forelle durch die reine durchsichtige Flut. Der schöne, wilde Sieglitzgrund hat uns aufgenommen. Unter nickenden Farrenbüscheln stürmt sein Wildbach laut neben uns talab, bis er nach einer Stunde in die Gera einmündet, gegenüber einer gigantischen Felsenwand, welche einst ein geschichtlich unbekanntes Raubschloß trug. Zwischen dem Dörrberg und dem Walsberg schreiten wir zum Dörrberger Hammer hinab, einem der gemütlichsten Rasthäuser des Thüringer Waldes. Altbekannte Gesichter grüßen uns wieder, und die Rede geht von Herz zu Herzen.

Es war Nachmittag geworden, als wir zur festgesetzten Zeit in Frankenhain oberhalb Gräfenroda Einzug hielten. Über die Straßen, Wiesen, durch Äcker, von allüberall fluteten mit uns fröhlich und festlich gestimmte Menschenkinder heran. Helle Mädchenkleider aber bildeten in diesem Gewoge den Grundton. Die Lage des Festplatzes brauchten wir nicht erst zu erfragen. Hoch über dem Dorfe am Rande eines alten Kiefernwaldes stieg wie Opferdunst bereits eine Reihe blauer Rauchsäulen empor, Freudenfanale für ein thüringer Gemüt, dargebracht von den Rostfeuern, welche die Legionen Bratwürste heute noch bräunen sollten.

Nicht eine Dorfhütte zeigte sich heut den Blicken ungeschmückt. Der nahe Wald bot das Grün, und wo seidene Bänder und Schleifen unerschwinglich schienen, hatte man sich in rührender Weise mit Seidenpapier begnügt. Dazu Triumphpforten, aufgestellte Fichtenbäume, Fahnen und Wimpel. Das ganze Bergnest auf und ab ein einziger Festsaal. Vor

dem Wirtshause staute sich die Menge. Da hielt die Kapelle; Dorfbewohner, Festgäste, Städter, die Mitglieder der Vereine fluteten durcheinander. Jungen stolzierten stolz auf und nieder, in den Händen einen hohen Stab haltend, der eine Tafel mit der Aufschrift der Ortsnamen des betreffenden Vereins zeigte. Mit wichtigem Antlitz hielt der Gendarm Umschau. Aus dem oberen Stockwerk des Wirtshauses flatterten die seidenen Fahnen der Vereine. Jedes Fenster zeigte sich dicht besetzt mit erwartungsvoll ausschauenden Menschenkindern.

Und immer neue Vereine gesellten sich auf geschmückten Leiterwagen zu. Sobald solch ein kleiner Wagenzug in der niedersteigenden Bergstraße sichtbar wird, dann setzte sich das „Festkomitee“ feierlich in Bewegung. Drei ehrbare, braungebrannte Männer mit weißen Zwirnhandschuhen und wundersamen, schwarzen, röhrenförmigen Kopfbedeckungen! Dann entfloß ihrem Munde eine Willkommensansprache; Hände und Augen fanden sich, die Regenschirme und Stöcke wurden „Gewehr über“ genommen, Fahne voran, Komitee, Sänger, Frauen und Mägdelein hinterdrein, dreimal Tusch, die Fahne eingebracht, erneutes Händeschütteln und Rühren an den unheimlichen Kanonenröhren und weißen Schirmmützen.

Der letzte angemeldete Verein mochte wohl eingetroffen sein, als die Musikkapelle sich plötzlich lautlos nach einem seitwärts des Platzes sich vorstreckenden Bauerngehöfte in Bewegung setzte, während die Vereine sich zu ordnen begannen. Dort angekommen, setzten sie die blinkenden Instrumente an den Mund, und als habe man bereits sehnsüchtig zwischen den Fugen des Holzzaunes dort klopfenden Herzens gelauscht — so öffnete sich plötzlich die Hoftür und heraus — ein überaus lieblicher Anblick! — quoll eine duftige, frische junge Mädchenschar, halb in Weiß, halb in Erdbeerfarben gekleidet, Blumen im Haar, am jungen Busen, an Schultern und Kleidern, von der Musik und allen, die es sahen, jauchzend empfangen. Frankenhains Ehrenjungfrauen, denen gestern noch die Kopf-

tücher beim Heuen droben an der Bergwiese im Winde flatterten, zogen unter flotten Tönen der Kapellen hinüber, den einzelnen Vereinen sich beizugesellen. Und als noch alles in Reih und Glied zum Abmarsch fertig stand, da hielt der Ortsgeistliche noch eine herzliche Ansprache an das versammelte Sängervolk aus Wald und Land. Dann ging's in frohem Zuge durch die Dorfgassen, unter Obstbäumen, zwischen Feldern hin, empor zum Festplatze, dessen Rauchsäulen in diesem Augenblick noch höher aufzuwirbeln schienen.

Unter den Bäumen waren in langen Reihen rohgezimmerte Tische und Bänke aufgestellt. Vor dem großen, sacht ansteigenden Podium ragte die Rednertribüne, beides dicht von frischem Fichtengrün umzogen. Rechts seitlich war der Stand, wo die Vereine nacheinander ihre schön wallenden Banner befestigten. Die Sonne funkelte in all dem Gold und Seide und Metall, warf fröhliche Streiflichter über die buntbewegte Menge und erhellte weithin die Landschaft. In der Tiefe lag das Dorf, darüber hinaus lugte Gräfenroda aus dem Geragrunde herauf, weiterhin Hügelwellen, und dann, den Horizont einrahmend, die stolzen Berge von Elgersburg, von Ilmenau und vom Schwarzburger Land.

Erst ein Schoppen und eine Rostwurst! Und als dieses Opfer dargebracht war, versammelte sich auf dem Podium der vereinte Bund, und zu den ruhigen Wipfeln empor klang mächtig in alter, ewig neuer Schöne Beethovens unsterbliches „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!" Darauf betrat der Bundesleiter die Kanzel, und die Blicke der aufhorchenden Festmenge hinaus in seine grüne Heimat streifen lassend, hieß er willkommen, was sich heute im deutschen Liede hier zusammengefunden hatte. Er feierte Herzog Ernst II., den genialen „letzten Koburger" nicht nur als einen deutschen Mann, als einen Freund des deutschen Waldes, vor allem auch des deutschen Liedes. Oben in Oberhof, wo er so gern geweilt, habe man ihm jüngst den Grundstein zu einem Jäger-

denkmal gelegt, in den Herzen aller Thüringer aber habe er sich noch ein schöneres gesetzt. Unvergessen werde er allen bleiben. In einem Hoch auf Kaiser, Herzog und Regent klang seine warme Rede aus.

Einzelgesänge der Vereine wechselten nun für die nächsten Stunden mit den Vorträgen des Bundes. Wald, Heimat, Thüringen . . . durch die meisten der trefflich und oft begeistert gesungenen und aufgenommenen Lieder scholl es immer wieder. Manches Auge feuchtete sich, manch weißbärtiges Antlitz blickte still empor, wo die Wipfel so ruhig in den Sommerhimmel ragten, und gedachte der Jugendzeit, da das Herz noch lauter schlug, die Welt so weit, weit offen stand. Da es noch ein Träumen und Hoffen gab! Und als a capella in Bundessang herrlich zwischen den Stämmen die Melodie dahin schwamm: „Wie könnt' ich dein vergessen" . . . da suchte manch Auge das andere, mancher Händedruck ward da gegeben, da fühlte man sich eins und einig in der tiefen, heiligen Liebe zur Heimat.

Der sinkende Abend mahnte uns zum Aufbruch, ehe noch das reiche Programm seinen Abschluß gefunden hatte. Noch einmal glitt unser Blick über das frohe, sangeslustige Völkchen, seine Sängerschar, seine geschmückte waldfrische Jugend — dann nahmen wir Abschied. Jubel, Gläserklingen und Sang hallten uns noch ein gut Stück bergab nach. Die Rauchsäulen der Bratwurstroste waren dann die letzten Grüße.

Noch eine Einkehr in dem gastlichen Pfarrhause zu Gräfenroda, dann trug uns der Zug aus dem Geratale hinauf zum Waldsaum des Gebirges, an Bergen und Fluren hin, belebten Stationen und stillen Ortschaften, hinein aus Abendfrieden in die dunkle Nacht, bis Schloß Tenneberg und die Lichter Waltershausens uns endlich grüßten.

Herbstnacht im Gebirge.

Wer den fast unbeschreiblich tiefen Zauber deutschen Bergwaldes in seiner vollen herben Größe einmal genießen will, der schlage sich an einem stillen Herbstabend hinein in das Gewirr von dampfenden Tälern und umwitterten Bergkämmen. Wenn draußen das offene Land abgeerntet, farblos und müde sich breitet, überflattert von dunklen Scharen krächzender Raben, entfaltet der deutsche Hochwald noch einmal sich in seiner ergreifenden Hoheit. Das sind die Tage, in denen es über die Natur wie ein Rauschtrunk von Glück und Sonnenschein gekommen zu sein scheint, eine noch einmal aufleuchtende Seligkeit, ein letztes Aufzucken, ein zerflatternder Traum von entschwundenen Frühlingstagen und heimlichen Sommermärchen! Aber still, ganz still zieht doch ein schmerzlicher Ton von Wehmut hindurch, und wessen Seele ihn vernimmt und fühlt, der geht still einher und es umwittert ihn wie Welken und Sterben.

Wolkenlose Bläue, soweit nur das Auge in die Ferne dringt, bis wo Himmel und Erde zusammenzufließen scheinen. Und tief hinein ragen so feierlich die Kuppen und Bergfirsten! Hier legt sich ernstdunkler Nadelwald über Kämme und Joche, dort schimmert es in bezaubernder Farbenglut von steil niederstürzenden Wänden, vom Schwefelgelb bis zum flammenden Purpurrot. Blutüberströmt sieht streckenweise der Hochwald aus. In den wilden Büschen der Heckenrose glitzern die Hagebutten und aus dem gefiederten Laub der Ebereschen lachen

volle Büschel leuchtender Korallen. Marienfäden ziehen durch die Sonnenflut und ab und zu schrillt aus blauer Höhe fernes Geschrei südwärtsstreichender Wandervögel. Und das Auge folgt ihnen wie im leisen Sehnen nach, bis nur noch verworrenes Lärmen über die Bergwellen verhallend dringt.

Wenn dann die Sonne zur Rüste geht, dann hebt es drinnen im Hochwalde mächtig an. Dröhnend bricht des Hirsches markerschütternder Schrei minnedürstig und kampfsuchend hinab in die Täler. Die Wände und Wälder fangen ihn auf und wie im Echo hallt es bald zurück, bis der ganze Bergwald erschauernd den von allen Seiten anstürmenden urgewaltigen Tönen lauscht. Das sind die Nächte, wo das deutsche Waldgebirge seine wildeste Poesie entfaltet. Durch Nebel und Mondglanz dann über die Höhen zu schweifen, den wehenden Nachthauch zu trinken, wenn der Sturm Freiheitslieder in die Ohren singt und das feierliche Rauschen der Waldwipfel sich mit dem Kriegsruf des Königs deutscher Bergwälder mischt — freier atmet da die Brust und das Herz jauchzt auf in ungebundener Freude.

Für alle, welche in und um den Thüringer Wald sitzen, bilden diese Tage im gewissen Sinne Feiertage. Wie der echte Thüringer an der Kirmeß, am Theaterspielen, an seinen zahllosen „Kränzchen" unerschütterlich festhält, so steht auch das „Hirschbrüllen" — anders sagt er nun einmal nicht! — bei ihm hoch im Ansehen.

„Gehn Sie mit ins Hirschbrüllen?" oder „Ich gah uff de Härschbrunst!" so klingt's in diesen Tagen gar oft ans Ohr. Wenn die letzten Kurgäste aus den Bergen entflohen sind, schließt für den Thüringer die „Sommersaison". Jetzt erst fühlt er sich wieder heimisch und unter sich in seinen Bergen. Was der Sommer oft schied, findet sich aufs neue zusammen. Bei Kirmseschmaus und andern geselligen Vereinigungen labt man sich an frischen Spiegelkarpfen, an Hasen- und Gänsebraten; tagsüber gehen die Kinder „in die Haselnüsse" und

abends die Erwachsenen zum Hirschbrüllen. In diesen Wochen sieht man im Thüringer Wald des Nachts zahlreiche Lichtlein irrlichternd umherschweifen. Das sind die Handlaternen all jener, welche zwar die Neugier hinaustreibt, denen die Vorsicht aber das Lämplein in die Hand drückt, weil sie annehmen, damit die Gefahr sich nähernder schreiender Hirsche zu beseitigen. Der aufgeregte Hirsch scheut das Licht, meinen sie, und kehrt sofort höflichst um.

Partien vergnügungslustiger Männlein und Weiblein finden sich zum Hirschbrüllen zusammen. Man rollt in Wagen und Omnibus auf breiter Straße hinein ins Gebirge, freut sich, wenn ab und zu ein donnernder Hirschruf mitten in das Singen und Gelächter dröhnt, und gibt sich auch zufrieden, wenn der Hausknecht eines Waldgasthauses voll Erbarmen aus dem nahen Dickicht auf einer Gießkanne ihnen täuschend den stark ersehnten Ruf entbietet. Der Wirt aber reibt sich schmunzelnd die Hände und segnet die Geschicklichkeit seines Johann. Und dann: „U. A. w. g.!“ Gern schließt man die Hirschbrüllpartie, sofern das Ewigweibliche sich daran beteiligte, mit einem Tänzchen ab, ehe man wieder hinab ins Land heimwärts trollt.

Der echte Waldfreund aber meidet solch ein geräuschvolles Zusammengehen. Er kennt seinen Wald, die stillen Halden und weglosen Wände, wo zur Nachtzeit das Rotwild zieht, und schlägt sich abseits der breiten Straßen hinein in das Gebirge, die Herbstpoesie dort in vollen Zügen zu genießen.

Solch ein heimlich stilles Wandern war's, das uns jüngst in den ersten Tagen des Oktober zusammenschloß. Die Uhr an der Marktkirche hob just zum fünften Schlage aus — also um die Stunde, wo man in den Kaffeekränzchen ungefähr zum ersten Male die Löffel in die vollen Tassen versenkt! — als wir droben am Jagdhause zum Stelldichein aufeinander prallten. Außer dem dort im gemütlichen Neste hausenden Grünrock hatten sich noch ein Arzt und ein Jurist uns zugesellt.

Pünktlich angetreten! lachte der Waidmann, den braunen Lodenmantel fester über den Arm nehmend und dann den Stock wie einen Tambourstab erhebend: Abmarsch meine Herren! Aber nicht rennen nach Berliner Art, daß man in einer halben Stunde bereits dampft wie 'ne Lokomotive. Wo kämen wir Forstleute bei solch' täglicher Gangart sonst wohl hin? Langsam aber sicher! Nicht Herr Doktor?

Ei freilich! Läßt sich auch dabei viel besser dichten!

Er wandte sich an den Grünrock. Wie war denn in der letzten Zeit der Wechsel an Ihrem Hause?

Äh! Nichts Genaues! Das Wild scheint vergrämt. Ein paar kümmerliche Schmaltiere ... das ist alles. Selbst Sonntags Nachmittag ists nicht viel besser mehr. Ja, früher! Das war ein prächtiger Wechsel, ganze Pensionate zogen da zum Kaffee nach R. vorüber. Weiß der Kukuk, was darein gefahren ist!

Die Stadt mit den angrenzenden buntgefärbten Buchenbergen lag längst hinter uns, Abenddämmerung webte unter den Fichtenbäumen, die in der Tiefe drinnen wie in fließendes Schwarz eingetaucht schienen. Ein Bächlein murmelte uns traummüde zur Seite. Ab und zu schlug noch ein einsamer Vogel an. Der kräftige Abendgruß der Erde stieg feucht aus dem Moose auf. Über die grünen Matten kam der Nebel unhörbar wie auf tausend Füßen herangekrochen, Schleier spinnend, an den Stämmen der Waldriesen hinflatternd, auseinander fliehend und dann wieder wie zum geheimnisvollen Reigen sich schlingend, wogend auf und nieder flatternd. Dann und wann schlug es nässelnd ins Gesicht.

Der Tag ließ sich heute Morgen so gut an, sprach der Grünrock, und nun .. ich fürchte, wir kommen in den oberen Bergen immer tiefer in den verdammten Nebel. Wind setzt auch schon ein. Klar und still muß die Nacht sein, dann könnten wir hier oben was erleben. Heulen und Zähneklappern, wer's noch nicht gehört hat.

Der Doktor stutzte.

Bringen Sie mich nicht um meine poetische Laune! Sie wollen doch nicht etwa damit sagen, daß Ihre Hirsche womöglich streiken könnten? Ich hoffe bestimmt, daß das Fest programmmäßig verlaufen wird.

Der Waidmann zuckte leicht die Schultern.

Tiefer und tiefer sanken die Schatten weich hernieder; als wir über die Kuppe der „Finsteren Tanne" schritten, grüßte uns im verdämmernden Tageslichte noch einmal das offene Land mit seinen Dörfern und silbergrau blinkenden Teichen. Wie aus einem Kranze rot- und gelbblühender Herbstblumen hoben sich Türme und Dächer des alten Landgrafensitzes Tenneberg über dem bunten Laubgewirr empor. Vor uns in der Tiefe ruhte Schloß Reinhardsbrunn und das malerisch sich zwischen den Bergen verlierende Friedrichroda, zur Frühlings- und Sommerzeit im Tageslenze wie ein lachendes Tal der Freude anzuschauen. Jetzt hingen melancholische Nebelschleier darüber, aus denen da und dort ein Licht matt heraufschimmerte.

Wir standen eine Weile still und lauschten, während der Tag sacht in den hüllenden Mantel der Nacht hinüberglitt. Doch kein Laut eines aufschreienden Tieres fand von einem der angrenzenden Waldberge noch aus dem langgestreckten Wiesengrunde in der Tiefe zu uns seinen Weg. Nur einmal scholl vom Schloßturm zu Reinhardsbrunn das Glöcklein herüber durch das abendliche Schweigen. In Ton und Stimmung noch ein echtes Klosterglöcklein!

Wieder schlugen wir uns seitlich in eine Dickung, schritten über freien Schlag und tauchten aufs neue in dunkelnden Fichtenwald. An bemoosten Grenzsteinen, Jahrhunderte alt, vorüber ging's durch feierliche Waldwildnis. Harzduft gefallener Zapfen mischte sich mit dem Hauch feuchter Pilze. Immer näher klang das Sprudeln und Rauschen eines Waldbaches, bis wir in den „Ungeheuren Grund" herniederstiegen. Laub- und Nadel-

holz wechseln hier an den steilen Wänden, von denen an einigen Stellen die frischgeschälten, gefällten Stämme durch das Grau blitzten. Das Gespräch war zum Flüstern herabgesunken. Nur der Bach zur Seite sprudelte lustig über Blöcke und Steinstufen talab an uns vorüber. Wenn ein Windstoß durch die nebelverhängten Wipfel fuhr, dann fiel es feucht uns auf Gesicht und Hände.

Auf einmal blieb der Grünrock wie angewurzelt stehen. Er hob den Stock. Seine Augen leuchteten. Von irgendwo drang aus verdeckter Ferne der erste Hirschschrei langgezogen, dumpf grollend an unser Ohr. Und bald darauf kam halbverweht vom Winde die Antwort.

Ich hoffe, daß wir dem alten Knaben noch etwas näher auf die Haut rücken werden! lachte leise der Forstmann. Still und vorwärts!

Höher ging's den Grund hinauf. Dann schlugen wir uns links seitwärts in das enge Tälchen, welches der Fichtenbach durchströmt. Majestätische Buchen heben hier ihr Geäst zu den teilweise mit Jungholz von Fichten bestandenen Berglehnen empor. Ungefähr in der Mitte des nur kurzen Tales steigen zu beiden Seiten die Porphyrkolosse des Triefsteines und Falkensteins ernst und schwerdräuend in die nebelumflatterte freie Höhe auf. Links seitlich dehnt sich dahinter eine mächtige Waldblöße, fast bis zur Kuppe hinanstreichend.

Unweit des vorübergluckernden Baches ließen wir uns auf einen gefällten Buchenstamm nieder. Das Wehen der Herbstnacht umwetterte uns und übte auf jeden von uns seinen Zauber. Heiliges, großes Schweigen rings über dem entschlummerten Bergwald. Nur in den Wipfeln raunte es heimlich, dann und wann tropfte es aus dem Nebelbehang herab. Selbst der Bach schien ab und zu den Atem anzuhalten.

Da reckte sich plötzlich der Arm des Grünrocks hinauf zu der freien Wand hoch uns gegenüber. Aus dem wogenden Nebelmeer tauchte soeben im allerletzten Tagesschein, der noch

um die Bergspitzen flog, der von mächtigem Geweih gekrönte Kopf eines starken Tieres auf. Wie es den Kopf zurückwarf! Trotz Grau und Zwielicht meint man zu erkennen, wie es windet und sichert, kampfsprühend die Lichter blitzen läßt.

Und dann dröhnt ein urgewaltiger, aus sehnsuchtsvoller Tiefe heraufkommender, schreckhaft-zitternder Schrei weit, weit über Tal und Berge. Wie ein Beben geht es durch die Natur! Alles scheint den Atem anzuhalten in banger Scheu vor dem königlichen Rufe des Tieres, in dem sich Zorn, Kampflust und zehrende Liebesglut zu einem einzigen Schrei verdichten.

Still bleibt alles. Und noch einmal setzt da oben der König der Wälder an, noch furchtbarer, grollender zum Kampfe um die Herrschaft und um Minnelohn aufrufend. Er scheint die Luft vor sich her bebend einzuziehen, als müsse sie ihm Antwort geben. Diese bleibt nicht aus. Von der gegenüberliegenden Bergwand hallt es jetzt zurück. Kein Echo! Das fühlt da oben das herrliche Tier, denn mit verdoppelter heißer Wut stößt es Ruf auf Ruf aus. Lebendig wird es ringsum, in den dunklen Tälern, auf den umnebelten Höhen, auf Haide und im Dickicht. Schrei auf Schrei, die Seelen aufrührend, macht sich Luft, durchzittert das Schweigen der Nacht, während immer dichtere Nebel alles umspinnen.

Lautlos hielten wir drunten am Bache. Alles schwamm Grau in Grau um uns. Wir sahen nichts mehr. Wald, Berge und Wildwasser verschwanden mehr und mehr vor unseren Augen. Aber das Geschrei der Hirsche tobte fort, manchmal näher kommend, dann wieder in Nebel und Ferne zurückfliehend. Wie ein Aufruhr war es über die Natur gekommen. In das Wilde dieser Herbstnacht stimmte es gut, wenn manchmal ein Windstoß über uns durch die Bäume pfiff.

Der Doktor saß am untersten Ende des Baumstammes ganz andächtig, gleich uns die eigenartige Poesie dieser Stunde genießend. Endlich löste er das Schweigen: Halblaut kam es von unten herauf:

Fast wie in der Kirche! Ich gebe zu, das Bild hinkt ein wenig. Wir Poeten aber beanspruchen darin Paßfreiheit. Er erhob sich und man hörte, wie sein Stock auf das Gestein am Boden aufschlug. Ich denke aber, wir trollen jetzt weiter. Für einen Familienschnupfen garantiere ich jedenfalls.

Langsam, tastend setzte sich also der kleine Zug aufwärts in Bewegung. Das Tal schrumpft bald zu einer Rinne zusammen und steigt zuletzt jenseits sich einschiebender Waldkulissen als eine sehr steile Bergwiese zum Rücken des vorliegenden Kammes. Ich hatte die Führung übernommen. Von Mondglanz und Sternengeflimmer keine Spur. Himmel und Luft nur ein einziges düsteres Grau, aus dem es immer nässer uns entgegensprühte. Nur schwach angedeutet zeichnet sich zu Seiten der Hochwald ab. Endlich standen wir oben am Waldsaume. Ganz von fern klang noch vereinzelt der Ruf der Hirsche, die nach der anderen Bergseite abgezogen waren.

Einer hinter dem andern langsam stapfend, ging es nur tastend durch den Forst. Ich kannte die Richtung trotz Nebel und Nacht. Stock und scharf angestrengte Augen halfen vorwärts und zwischen den schwarzen, leise tropfenden Fichten hin. Und endlich kam es wie wachsender Schein entgegen. Dann hielten wir am Rande der Tanzbuche, jener herrlichen Bergwiese, über welche lastende Einzelbuchen und windzerfetzte Edeltannen verstreut ragen. Unweit eines Quellteiches liegt ein Pirschhaus, in dem einst Herzog Ernst II. so manche Nacht verbrachte, frühzeitig zur Jagd aufzubrechen, oft ehe die aufrauschende Sonne die drüben massig hingelagerte Kuppe des Inselbergs rötete.

Die Tanzbuche ist an klaren Herbstnächten ein Tummelplatz edler Hirsche. So mancher tolle Kampf ist hier schon ausgetragen worden und von dem Stampfen und Geschrei hallten Wald und Täler wieder. Heute jagten nur phantastische Nebelgestalten spukhaft darüber und durch die zerrissenen Tannen ging es wie Leid und Stöhnen.

Ich hab's ja gleich gesagt, wetterte unser Grünrock, hier oben ist heute partout gar nichts. Diese Nässe! Und wie der Wind quirlt. Aber wenn Sie trotzdem Meinung haben — ich mache natürlich mit. Hier unter dem Vorbau ist gesicherter Unterschlupf und wer müde ist, benutze die Treppe. 's ist ja möglich, daß schließlich doch ein paar solch aufgeregter Liebeshelden sich hierher verirren.

Wir waren seiner Weisung gefolgt und hatten unter dem Vorbau des schlichten Jagdhauses Stellung genommen, der Dinge wartend, die vielleicht kommen konnten.

Unser Waidmann hatte sich eine Zigarre angezündet und paffte vergnügt die ersten Rauchwölkchen hinaus in das Nebelmeer.

Horchen Sie doch nur, wie es immer kräftiger patscht! wandte er sich jetzt an uns. Drunten ist sicherlich Mondschein, für uns hier steht er nur im Kalender. Was, ein Prachtwetter! Mich kümmert's nicht, mag's noch so auf den Pelz gehen. Nur eine warme Stube daheim und in der Ofenröhre möglichst auch 'was Warmes.

Jägerpoesie! seufzte der Doktor und schüttelte den durchnäßten Lodenmantel aus.

Jawohl, das ist sie! Und darin gibt's keine Strömungen und Richtungen, kein Jung- und Jüngstdeutschland! Jägerpoesie ist durch alle Jahrhunderte gleich geblieben und wird erst mit dem letzten deutschen Jäger sterben. Mancher erfaßt sie nie, weil sie nicht viel Worte macht. Aber sie ist ehrlich, derb und voll behaglichem Glück. Man muß als Jäger geboren sein — was ich neben dem Junggesellen auch bin. Mein Vater war Oberförster in Ober-S., einem der berüchtigsten Wilddiebnester auf und ab im Thüringer Walde. Heute noch! Dort steigen dicht dahinter die Waldberge oft fast senkrecht auf; verstrüppte Feld- und Waldwildnis umschließend. Es ist noch wenig Verkehr dort und schon als Kind lauschte man da erschauernd uralter Sagen und abenteuerlicher Kämpfe zwischen Förstern und Wilddieben. Da

bin ich groß geworden! Wenn der Lotse und Fischer seinen Jungen in die Wellen wirft, daß er schwimmen lerne, so warf mich mein Vater in das grüne Waldmeer, die Büchse brauchend, Fährte aufspürend, an Wilddiebe mich anpürschend, um ihr heimliches Tun zu beobachten. Wenn die Sterne noch am Himmel standen, mußte ich mit hinaus. Späterhin trieb's mich von selbst hinein in den Wald, während noch alles drunten im Dorfe im tiefsten Schlafe lag.

Die Losung des verschiedenen Wildes zu erkennen und aufzüspüren, daß war für uns zwei Brüder die erste Aufgabe. Der Vater setzte Preise dafür aus. Für die Losung eines Marders gab's ein Fünfgroschenstück. Ich habe es mir damals verschiedene Male erobert und war höllisch stolz darauf. Späterhin ging es, wie gesagt, auf menschliches Wild. Haben Sie jemals von dem schwarzen M. gehört. Nein? Dort unten kannte ihn jedes Waldnest. Er war einer der verwegensten Wilddiebe und die schwerste Freiheitsstrafe hat ihn nicht von diesem lebensgefährlichen Handwerk abgeschreckt. Bei aller Frechheit lag doch auch etwas unwillkürlich zur Bewunderung Zwingendes in diesem Menschen.

Der Erzähler klopfte leicht die Asche seiner Zigarre ab und fuhr dann fort:

Da die Hirsche noch immer nicht programmmäßig zum Kampfe antreten, so will ich inzwischen meine Geschichte von dem schwarzen M. fortsetzen. Sein dunkler Krauskopf, seine schwarzen Augen hatten ihm allgemein diesen Namen eingetragen. Er hatte etwas Seltsam-Anziehendes in seinem Wesen und besaß jedenfalls den Teufel im Leibe.

Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als wir, mein Vater und ich, ihn und einen Kameraden in aller Herrgottsfrühe einmal mit unserm Teckel tief drinnen im Tann aufspürten. Er saß mit den andern Wildgesellen auf einem gefällten Stamm, beide die Büchsen neben sich. Eine kleine Halde war's, zu der von uns aus, jäh niederfallend, eine schmale Schneise

führte. Sofort suchten wir Deckung und auf den Fußspitzen ging's abwärts. Aber die Kerle mußten doch Wind gekriegt haben. Mit einem male sprangen sie auf, ergriffen die Büchsen und setzten in das Dickicht hinein. Wir mit weit ausgreifenden Sprüngen jetzt nach. Jenseits des Tannenjungholzes zog sich die vom Rennstieg kommende Straße.

Die sitzen vorläufig noch hier drinnen! raunte der Vater mir zu. Du wirst sie mir heraustreiben, Junge! Ich nehme gedeckt am Straßenrande Posto. Nur fest und laut durchgedrückt, damit sie denken, wir beide sind ihnen auf der Fährte.

Ich nickte stumm und schlug mich in das Gestrüpp hinein. Ich hatte dem Vater nichts merken lassen, aber ich muß sagen, daß mir das Herz denn doch bedenklich schlug. Einmal hörte ich auch vor mir hastiges Flüstern und dann Rascheln und fliehende Tritte. Ums kurz zu machen: diesmal entschlüpften sie uns doch, indem sie seitwärts ausgewichen waren. Dafür aber glückte es ein andermal. Mein Vater hatte Augen wie ein Luchs und besaß den feinsten Spürsinn eines Indianers.

Es lag hoher Schnee, als wir Brüder mit dem Vater an einem Spätnachmittag aus den Bergen heimkehrten. Ein Jäger hält nicht gern die Straße inne. Er will Waldboden unter sich wissen. So zogen auch wir unter den Bäumen hin. Auf einmal dünkte uns, als husche ein gut Stück vor uns ein Schatten zwischen den Stämmen hin, seitlich über die Straße, um drüben zwischen den Fichtenstreifen wieder zu verschwinden, welche die Straße von dem Bache trennte.

Wir hinaus! Nur wenige Schritte die Chaussee hinab, da tauchte drüben eine Mannesgestalt aus dem Dämmer der Fichten auf. Der schwarze M.! Die Hände wie fröstelnd in die Hosentaschen versenkt, pfeift er sorglos ein Lied. Ein Seitenblick nach uns und dann zieht er höflich die Mütze. Nun sind wir heran.

Na, M., was treibt Sie denn in den Wald, fragt mein Vater.

Beider Augen begegnen sich.

Mich? Ach Gott, Herr Oberförster, Sie wissen ja, 'mer hängt am Wald. So manchmal wird's einem eng daheim, dann geht's hinaus. Hab' mein Vergnügen, die Tiere zu beobachten.

So, so! Wieder ein langer forschender Blick. Und warum flüchten Sie denn, wenn wir kommen?

Ich? Aber Herr Oberförster! Ich wüßte nicht ... wahrhaftig nicht! Ein fast treuherziger Blick sucht meinen Alten. Nee, da irren Sie sich wirklich!!

Sie meinen also?

Ganz wahrhaftig! Ich war ewig und drei Tage nicht draußen gewesen, sehen Sie, da hielt ich's nicht länger aus.

So, so! Mein Vater brummte etwas undeutlich in den Bart, während der schwarze M. den Hut rückte.

Guten Abend, Herr Oberförster!

Gedehnt klang die Antwort darauf.

Er hat gelogen, der Hallunke, fuhr jetzt mein Vater auf, während M. soeben um eine Waldecke bog. Ich werd's Euch und ihm beweisen ... Die Büchse liegt im Bache ... Kommt mit!

Wir durchquerten den schmalen Fichtenbestand und standen bald am Bache, den wir entlang schritten.

Dort kam er herein — hier sprang er wieder zur Straße! Dazwischen liegt's. Sucht die Stelle! kommandiert mein Vater!

Aber all' unser Mühen blieb vergeblich. Nicht die geringste Spur war zu sehen. Nur die Fußabdrücke, welche der Wilddieb im Schnee zurückgelassen hatte.

Und Ihr wollt Jäger werden? Schämt Euch! Da ... hier! Seht Ihr da drüben auf dem beeisten Stein ein paar Wassertropfen blinken? Na ja! Wärs vom Fallen des Baches allein, so würden sich die Tropfen mehren. Das tun sie nicht. Folglich fiel hier etwas hinein. Vom Aufspritzen rühren die her. Hier liegt die Büchse drinnen!

Er hatte wahrhaftig recht. Nach mancherlei Mühe zogen wir die Waffe heraus. Dann gings rückwärts hinauf ins Gebirge, immer der Spur des Wilddiebes nach. Was soll ich sagen? Auch hier gab mein Alter Beweise bewunderungswürdigen Scharfsinns. Er fand die Stelle, wo der schwarze M. abgeschossen hatte, Patronenreste, Schweißspuren und Wildhaare. Vor Gericht leugnete der Kerl alles ab. Aber als mein Vater ihm Schritt auf Schritt den Wilderergang nachwies, als er zum Schlusse die bis dahin verborgen gehaltene Büchse ihm vorhielt — da ward der schwarze M. still, ganz still. Er hat denn auch alles zugestanden und bekam schwere Strafe. Es war nicht seine erste, noch seine letzte.

Aus dem schwarzen M. ist dann im Laufe der Jahre der weiße M. geworden. Sein wildes Blut vererbte sich auf seinen einzigen Sohn, nur daß dieser roher und gewalttätiger sich bewies. Voriges Jahr — ich weiß nicht, ob Sie es gelesen haben, ist es wie ein tragisches Geschick über den weißen M. gekommen. Ein Pfarrer würde sagen: Der Himmel hat gesprochen. Aber furchtbar ernst war's jedenfalls und wer noch Empfindung für menschlichen Schmerz übrig hat, den muß es erschüttern.

Meine Mutter lebt noch da drüben in Ober-S. Sie kann sich nicht leicht von dem Orte trennen. Von der habe ich die Einzelheiten. Dicht an unserem Hause vollzog sich die Tragödie.

Kehrten da an einem Frühlingsabend drei junge Leute aus den Bergen zurück. Ein Stück hinter ihnen schritt der junge M. mit seinem Lieblingshunde. Ob nun der Köter die da vorn angekläfft hatte oder die Leute nur ihren harmlosen Scherz mit dem Tiere trieben — kurzum: der junge M. fühlte sich beleidigt. Im nächsten Augenblicke war er heran. Sein heißes Wildererblut regte sich. Wort gab Wort und plötzlich saust ein blitzendes Messer durch die Luft und trifft den einen. Gleich darauf sinkt der zweite, gut getroffen, ent-

seelt nieder. Der letzte fällt in die Knie und fleht um Schonung. Und der Mörder hält in seiner Blutarbeit inne und eilt heim. Hier reißt er die Büchse von der Wand. Was gibt's? forschte der weiße M. Draußen liegen zwei, die ich erstochen! Für mich gibt's nur den einen Ausweg!

Da wirft sich ihm der Alte in die Arme. Vater und Sohn ringen und der weiße M. gewinnt noch einmal. So! sagt er aufatmend und hält die Büchse fest, flüchte, ehe sie Dich kriegen. Die Welt ist weit. Man lebt nur einmal!

Der junge M. stürzte hinaus in die sinkende Nacht. Aber in die Welt ging er nicht. Am andern Morgen zog man ihn aus dem Bache unweit des Dorfes. Dort hat ihn der Alte abgeholt. Daheim hat er mit eignen Händen ihm eine Totenlade zurechtgezimmert und ihn hineingelegt. Mit eigenen Händen hat er ihm am Zaune des Gottesackers das Grab geschaufelt. Am dritten Abend sah man ihn die Lade zum Dorfe hinauskarren. Der alte Wilddieb begrub da sein eigenes Fleisch und Blut. Ob er Fluch oder Segen über dem Grabe sprach? Wer will es wissen?! Aber den Richter alles Bösen mag er in jener furchtbaren Stunde wohl geschaut haben! — Übrigens denke ich, wir gehen jetzt weiter! Meinen Sie nicht? Auf Hirsche ist nicht mehr zu rechnen!

Alles atmete auf. Der Doktor drückte dem Grünrock fest die Hand.

Das ging noch über Hirschbrüllen! sagte er ernst.

Über die Tanzbuche ging's hin, den Rennstieg entlang. Jenseits des Heuberghauses, wo zur Rechten die Kuppe des Heubergs hinein in die herrlichen Täler nach Schmalkalden schaut, sollten wir dicht an zwei schreienden Hirschen vorüberschreiten und noch einmal die wilde Poesie dieser Nacht erfahren. Eine halbe Stunde später saßen wir traulich beim knatternden Ofenfeuer des Spießberghauses. Die Bierkrüge klappten aneinander und munter und behaglich ging die Rede.

Mitternacht war längst vorüber, als wir zum Heimweg aufbrachen. Noch einmal ging es ein paar Stunden durch schlafende Wald- und Bergespracht. Je tiefer wir kamen, je heller ward's um uns. Und als wir durch Friedrichroda leis singend in früher Morgenstunde schritten, lag voller, blanker Mondschein auf den Dächern und Straßen der schönsten „Sommerfrische" Thüringens.

Ein Thüringer Volksfest.

Nächst dem Kieferle (868 Meter) bei Steinheid, dessen rührige Bewohner die Welt mit bunten Christbaumschmucke versorgen, ist der Bleßberg (865 Meter) oberhalb Eisfeld nicht nur der höchste Punkt des Meininger Landes, sondern überhaupt des südöstlichen Teiles des Thüringer Waldes. Und nun sein dunkler Gipfel noch einen stattlichen 20 Meter hohen eisernen Aussichtsturm erhalten hat, ist der Bleß zum höchsten Punkt dieses Gebirgsstriches emporgewachsen. Obwohl ich im allgemeinen kein Freund von solchen Turmgerüsten bin und mich begnüge mit dem, was die schlichte Mutter Natur freiwillig an Aussicht darbietet, so gönne ich dem Bleß doch diese Auszeichnung. Denn der Rundblick, welchen er jetzt mitten aus tiefster Wald- und Bergeinsamkeit heraus eröffnet, ist ebenso weit als schön.

In wie viele Länder schweift von da oben nicht das Auge! Zum Fichtelgebirge, zum Frankenwald, zu den Höhen des Main und in die Fränkische Schweiz! Die Hohe Rhön mit ihren charakteristischen Basaltkuppen rollt sich vor uns auf; bekannte Berggipfel des Thüringer Waldes heben sich über dem schier unermeßlichen Wäldermeer empor, dazwischen grüßen Burgen und leuchtende Edelsitze in reicher Fülle. In der Tiefe aber nach Westen dehnt sich das Werratal, birgt sich Eisfeld, die Heimat des so lange verkannten Otto Ludwig, des größten thüringischen Dramatikers. Und was da in den Siedelungen dem Tagwerke nachgeht, all' diese köstlichen Ge-

stalten, in seinen Thüringer Erzählungen hat sie uns der Dichter so menschlich wahr und trefflich geschildert.

Neben der glanzvollen Aussicht besitzt der Bleß noch einen Vorzug. Aus den dunklen Felsschluchten seiner Umgebung, aus Moos und Tannennacht, da brechen die Quellen der Werra hervor, welche erst nach ihrer Verbindung mit der Fulda ihren einstigen Namen Weser empfängt. Denn vesura (Weser) nannten bereits die Römer unseren Fluß, und wäre dieser Name beibehalten worden, so würde Thüringen die Ehre haben, einen der vier deutschen Ströme dem Meere zuzuführen.

Auf diesem Bleß hat am 13. Juli 1902 die Einweihung des Aussichtsturmes stattgefunden, verbunden mit einem Thüringer Volkstrachtenfeste. Weit hinaus in das alte Henneberger Land, in die Waldtäler und stillen Nester war der Ruf ergangen, noch einmal daheim die Truhen und Schränke zu öffnen und, was von den Altvorderen noch an ehrwürdiger Tracht vorhanden sei, wieder einmal ans Tageslicht zu ziehen. Freuen wollte und sollte man sich noch einmal an den Erinnerungsstücken vergangener Tage, die noch keine Hatz und keinen scharfen Lebenskampf kannten, in denen Dampf und Elektrizität noch nicht die armen Nerven zermürbten.

Wir waren am Abende vor dem Festtage in Scheibe vor Anker gegangen. Scheibe ist der oberste Ort in dem prächtigen Schwarzatale. Mit seiner hochragenden Kirche, einer berühmten Porzellanfabrik, dem überaus trefflichen Gasthause „Zur Schwarzaquelle“ baut es sich malerisch in einem von stolzen Waldbergen umschlossenen Wiesenkessel eine halbe Stunde unterhalb der Quelle des Schwarzaflusses auf. Der Rennstieg, dieser uralte, fast 60 Stunden lange Gebirgskammpfad des Thüringer Waldes, steigt oberhalb des Dorfes hin, von bemoosten, jahrhundertealten Grenzsteinen begleitet. Dort oben — Limbach mit seiner Porzellanfabrik hält Wacht am

Grenzrain — rauschen die Wildwasser in drei deutsche Stromgebiete hinab: zur Elbe, zur Weser und zum Rhein.

Es hing am Sonntag Morgen lastend über den Bergen, und mit uns mochten Tausende fragend zum Himmel schauen. Aber dann brach die Sonne doch durch und blieb für diesen Tag auch Siegerin, echte Festfreude in die Herzen gießend. Bereits im Laufe des Vormittags begann es in den Bergwäldern um Scheibe lebendig zu werden. Die Bergwände hinab, aus den Hohlwegen her, über Wiesenpfade hin: überall sah man hübsche Menschenkinder ziehen. Jodler schmetterten zu Tale, Lieder klangen, und helle Mädchenkleider leuchteten aus dem Grün lustig herüber. Neben dem Bleßfeste feierte man in Sigmundsburg auch noch ein großes Turnerfest.

Um Mittag stiegen wir hinan zum Rennstieg. Aus einem wild überwucherten, engen, waldumdämmerten Seitentale taucht man oben in sonnenumflutete Helle. Da läuft hart am Waldrande der Rennstieg einsam entlang. Neben ihm her marschieren als ehrwürdige Garde schlanke, wappengeschmückte Grenzsteine. Weite Bergmatten dehnen sich südwärts. Ein Teil war bereits frisch abgemäht, und der süßberauschende Duft des Heues umspielte uns mit jeder Luftwelle. Streckenweise aber lagen die Matten noch in seligster Blütenpracht. Ein buntübertupfter Riesenteppich, aus dem die goldgelben Sterne der Arnika wundersam flammten. Die Sonne warf von reiner Himmelsbahn glühendes Licht hernieder. In dieses stille, heilige Glühen ragten die dunklen, einsamen Hochwälder hinein, träumten die schieferbedeckten Hütten der weltstillen Bergnester Steinheid, Limbach und Sigmundsburg. Wir sahen farbige Turnerfahnen von weitem bei Sigmundsburg wehen, Musik schlug ans Ohr, einige Giebel grüßten herüber — dann nahm uns wieder der Wald auf.

Zum Bleß! Das war die Losung all der Menschlein, welche von allen Seiten aus den Wäldern seitwärts quollen, sich Bahn durch Himbeergebüsch brachen, lachend sich be=

grüßten, um nun vereint dem einem Ziele durch den summenden Wald zuzustreben.

Man sieht es unserem Wege an, daß sonst nur selten einmal jemand hier entlang wandert. Holprig, von Regengüssen ausgewaschen, zieht er sich als eine Hohle zwischen ringelnden Baumwurzeln und halbmannshohem Blaubeergebüsch auf und nieder, streift weich über eine Waldwiese durchkreuzt zuweilen eine von blühendem Fingerhut geschmückte Rodung und bricht sich dann wieder Bahn in den sonnbeglänzten Hochwald.

Ein paar hübsche Mädel brechen seitwärts aus einem Nebenpfade. Ihre weißen Zwickelstrümpfe, buntfarbigen Röcke und Mieder, der Strohhut mit flatternden Bändern fügen sich so prächtig in die Landschaft ein. Mit „Hurra!" begrüßt man die blitzäugigen Thüringerinnen. Die Blicke der modernen Dämchen hängen mit unverhohlener Bewunderung an den kleidsamen Trachten: etwas wie Neid mag sich wohl auch mit einmischen. Instinktiv fühlt man, wie viel Poesie und Farbenfreude doch das Gewand früherer Jahrhunderte umschmeichelte.

Noch eine letzte kurze Steigung. Ein steinerner Wegwartel ragt da mitten aus Jungtannen und Beerengestrüpp empor. Er weist nach dem Dorfe Stelzen hinab. Dort bricht eine der Itzquellen zutage, welche man in früheren Zeiten als wunderkräftig erachtete. Kranke sollen daher öfters ihre Krücken (Stelzen) in der dortigen Kirche aufgehängt haben. Das gab dem Walddorfe seinen heutigen Namen. Heute wallfahrtet's von dort unten empor, gesellt sich zu uns und eilt nun den schmalen Waldweg vor zu dem Festplatze, über dem bereits eine blaue, brenzlig duftende Dampfwolke schwelt: der Rauch verschiedener Bratwurstroste, die unter den Bäumen Posten gefaßt haben.

Ein paar tausend Menschen mögen da wohl zur Stunde im Schatten des Fichtenwaldes, über den Festplatz hin durch-

einander schieben, sich drängen, um die grauen Steinkrüge voll Bier sich balgen und dann wieder die Blicke hinaufsenden zu dem stolz und fest gefügten Aussichtsturme, der in hübscher Eisenkonstruktion sich 20 Meter hoch in verjüngender Form erhebt, mit seiner luftigen Aussichtskanzel stolz über die schwermütigen Wipfel Ausschau in die Lande haltend.

Den Hauptteil der Besucher hat das Werratal emporgesandt. Ging doch auch von Eichsfeld aus der Ruf zum Feste, und sein Thüringer Waldverein stiftete den wertvollen Turm! Man sieht den Trachten an, daß sie aus dem fränkisch-henneberger Gau stammen, den reizvollen, malerischen Gewändern mit echt silbernen Schmuckketten, originellen Hüten und Hauben, entzückenden Kopftüchern, faltenreichen, grünumsäumten Röcken, koketten Miedern. Dunkle Augen lächeln durch die dichtwogende Menge, blanke Mädchenarme leuchten, das „nit“ und „bissle“ tönt an unser Ohr.

Musik, Bier, Bratwurst! Seliger Dreiklang für das anspruchslose Gemüt des Thüringers! Und diese Freude prägt sich auch im Antlitze der wogenden und unter den Bäumen rastenden Menge aus. Da der Platz sich weitaus als zu eng erweist, lagert man in zwanglosen Gruppen bis tief hinein in das Waldesdämmer. Da kreisen die Bierkrüge, hübsche Mädchen wandern kichernd und flüsternd einher, verfolgt von so manchem Auge, das sich der Anmut und Schönheit von Gesicht und Kostüm freut. Um die Verkaufsstände, deren Hüterinnen alte Frauen in alter Tracht sind, schart sich hauptsächlich die Kinderwelt. Zapfen werden aus Biertonnen geschlagen, Heimatslieder tönen, dazwischen zischt und brodelt es von den Bratwurstrosten.

Und jetzt dreimaliger Tusch. Dichter noch denn vorher umdrängt man den fahnengeschmückten Eisenturm. Der „offizielle“ Teil des Festes hebt an. Erst ein kurzer Willkommensgruß an alle, die heute hinaufgepilgert kamen. Dann taucht im ersten Stockwerke des Turmgerüstes der Pfarrer und

Konrektor aus Eisfeld auf, eine sympathische, blonde Gestalt. Er blickt ein paar Augenblicke schweigend nieder auf das Gewimmel. Dann, als alles still geworden, hebt er an. Er schildert die Entstehungsgeschichte des Turmes, seine Lage und Fernsicht, er rührt warm an die Herzen mit Worten echter Heimatsliebe, mahnt daran, immer hinan zu Berge zu steigen, wenn die Enge und Kleinheit der Welt uns zu bedrücken drohe, und schließt mit einem Hoch auf Kaiser und Landesfürst.

Die Musik fällt ein, Hüte fliegen durch die Luft, und weithin hallt der Ruf der Treue über die aufhorchenden Wälder. Und nun wechseln Musikstücke mit den Vorträgen schöner Männerchöre. Immer wieder gilt's der grünen Thüringer Heimat. Von dem Altan des Turmes blickt man hinaus in die blaue Welt, hinab ins Werratal, das ein Otto Ludwig verewigen sollte, von dem Rudolf Baumbach so manches süße Lied sang. „Daheim, daheim ist doch daheim!" Nun hält den Weitgepilgerten die Heimat wieder fest, aber ein hartes Geschick schlug ihn zu Boden.

Musik voran hat sich der Festzug der in Tracht Erschienenen in Bewegung gesetzt. Der Apotheker aus Lauscha mit seiner tapferen Gattin eröffnet ihn, dann reiht man sich paarweise an und wandert um Turm und Platz, von Jubel überall empfangen. Musik, Jauchzen und Festfreude hallten mir noch lange nach, als ich wieder durch den stillgewordenen Wald heimwärts zog. Die Abendsonne hing an den ruhigen Wipfeln, Vögel sangen ihre letzten Weisen, geheimnisvolles Raunen ging unter den Bäumen hin. Wie viele sangen dir nicht bereits zum Lobe, grüner Thüringer Wald, die längst der Rasen deckt, und wie viele werden noch nach ihnen kommen! Deine Schönheit aber wird niemals ausgesungen werden!



Erste Frühlingsstreifen über den Rennstieg.

Tief in das Gemüt eines jeden echten Thüringers sind Bild und Bedeutung des Rennstiegs eingeprägt, jenes uralten, sagenumschwebten Höhenpfades, der sich zwischen Hörsel und Saale über die grünen Bergzinnen des Thüringer Waldes in verträumter Einsamkeit durch sechs Tageswanderungen hinzieht.

Wohl hat der rastlos vorwärts dringende Verkehr hie und da bereits Wandlungen an der wild verstrüppten Wildbahn und Grenzscheide vorgenommen. Einige Eisenbahnlinien durchkreuzen den Rennstieg, lebhafter pulst auf einigen Stellen das Leben heute drüberhin seit meiner „Wiederentdeckung" 1889 und die daran sich anschließende Literatur und Begründung eines Rennstiegvereins. Trotzdem bietet er noch auf lange Strecken hin das herzbewegende Bild heiligster, friedvoller Waldeinsamkeit. Von Berg zu Berg, von Kamm zu Kamm schreitet der Fuß des Wanderers, jetzt in tiefstes Dickicht tauchend und dann wieder hinaustretend auf freie, windige Höhe, in klingenden Sonnenschein, tief unten die weite Welt:

Will nun fröhlich dich erwandern,
Die du grün voran mir fließt,
Die du trennst Sprach' und Gejaide
Märumwob'ne Völkerscheide,
Stiller Rennstieg, sei gegrüßt!

Wen des Alltags Laun' bedrücket,
Flüchte sich in deinen Schutz!
In dem Rauschen deiner Wipfel,
In dem Leuchten deiner Gipfel
Find't er Kraft der Welt zum Trutz!

Aus grauer Vergangenheit raunt uns die Sage zu, Karl der Große soll einst diesen seltsamen Höhenpfad, wie solchen in gleicher Art, gleichem Reichtum an Sagen und Mären, farbenbunten, geschichtlichen Erinnerungen, trefflich abgesteint, besungen und gefeiert, kein Gebirge der Welt besitzt — als Grenzweg zwischen Thüringen und Franken angelegt haben. Nach einer Überlieferung mußte einst jeder thüringische Landgraf beim Antritt seiner Regierung mit reichem Gefolge den speeresbreiten Grenzpfad im feierlichen Zuge abreiten. Vor jedem drohenden Kriege aber soll einst der Heerwurm über den Rennstieg unheilkündend und schrecklich anzuschauen gezogen sein.

Die Minnesänger schlugen zu seinem Preise und Ruhme die Harfen, und im letzten Jahrhundert hat seit Viktor Scheffel manch deutscher Dichtermund die grüne Waldherrlichkeit des Rennstiegs wieder besungen.

Etwas Geheimnisvoll-Lockendes schwebt um ihn und seinen Namen, seine Geschichte. Wer ihn einmal begangen ist, den zieht es immer wieder empor in seinen wundervollen Bann. Dem weiß jeder Gipfel, leuchte er in Sonne oder Schnee ihm zum Tieflande nieder, etwas Persönliches zu erzählen. Den rüttelt es mit elementarer Macht ans Herze, wenn er von unten her muß schauen, wie die alten Sturmgötter in Wolken und Winden über die Höhen jauchzend stürmen, den überkommt ein tiefes Sehnen, wenn der weiche Mond in stillen Nächten einsam über die gezackte Bergkette schweigend wandelt. Echt deutsche Poesie, deutsches Empfinden, deutsche Herzenstöne sind mit dem Rennstieg verbunden. Denn Thüringen ist das grüne Herz Deutschlands, ein Herz, das so gut singen, lachen und jubeln kann, das sein Empfinden auf den Lippen trägt und aus blauen Augen nur von der Treue seines Wesens erzählt.

Längst hatte ich die Amseln in unseren Vorbergen abgehört, wenn sie abends ihre starken und doch süßen Töne

von den Wipfeln hoher Fichten über das Waldtal schallen ließen, während drüben hinter fernen Höhen die Sonne tiefer und tiefer sank und Glutwellen über dort lagernde Wolkenbänke spielen ließ. Und dann hatte mich eines Tages ein heißes Sehnen gefaßt, wieder einmal hinan zum Rennstieg zu klimmen, wenn auch seine stolzen Wächter noch in Schneemänteln thronten und blendendes Weiß die Matten und gerodeten Waldblößen decken.

War doch drunten bereits Frühling eingekehrt, nicht nur nach Gesetz und Kalender! Die Vogelwelt lärmte wieder; ein Blütenmeer weißsterniger Anemonen lachte auf den Wiesen und im Sonnenschein gaukelten bereits leichtsinnige Pfauenaugen, eine Spanne Leben voll Licht und Wärme trinkend.

Als ich die erste Fahrt zum Rennstieg bergan machte, war freilich wieder unholdes Wetter hereingebrochen. Stoßweise setzte der Sturm ein, ab und zu Regengüsse, Hagelgeschosse oder Wolken wirbelnden Schnees niederfegend. Aber auch solch ein Treiben zwischen Himmel und Erde reizt den echten deutschen Wandersmann. Auch das ist 'mal derbe, kräftende Luft, wenn es um die Ohren prasselt und pfeift, wettert und windet. Es ist, als löse sich dann im Innern etwas vom Menschenherzen los, das lange schlief und nun wieder nach Freiheit schreit, nach Kampf und Betätigung aufbegehrt. Wie eine Selbstbefreiung kommt es über den ganzen Menschen. Trotz gegen Trotz, Willen gegen Willen!

Etwas wilde Romantik umwob diesen ersten Anstieg zum Gebirgskamme. Der urgewaltige Kampf zwischen dem auf sein Recht pochenden Frühling und dem nur zähe zurückweichenden Winter trat, je höher ich stieg, je tiefer ich in die Schneeregion hineintauchte, um so packender in die Erscheinung.

Donnernd bahnten die Wildbäche sich durch die Täler ihren Weg zur Tiefe, Felsstücke, Geröll, gestürzte Baumleichen

mit sich fortreißend oder gischtsprühend überspringend. Und von allen Seiten rieselte und sickerte, quirlte und rann es nieder, Tausende von Bächlein, die keine Karte nennt, kein Sommertag jemals schaut. Das war der Sturmlauf des Frühlings! Aber der Winter wehrte sich zum Verzweifeln. In die wilden Melodien jauchzender, eisbefreiter Wasser mischt er sein zorniges Sturmgeheul. Finster wird die Luft. Nebel scheinen niederzubrauen. Im nächsten Augenblicke hüllt alles dichte Schneewolken ein, die lautlos uns umflattern.

Aber schon reißt es drüben an der starren Felswand auf. Ein flüchtiger Lichtblick! Porphyrgezack, Fichtengewirr, Geröllhalde, über welche ein kleines Rudel stämmigen Rotwildes schweigend zieht, wird sichtbar. Das heisere Geschrei eines Raubvogels schrillt einher.

Dann ist alles wieder entflohen wie ein Traum. Graue Wolkenfetzen hängen an den Wänden, Regenmassen stürzen nieder, die Wasser tollen und jagen, höher und höher steigt der Schnee rings um uns her. Aber er trägt nicht mehr. Dann und wann, wo die Sonne leckte und der Nachtfrost wieder band, glitzert ein Stück Eisfläche. Sonst aber stapft der Fuß tief hinein in den weichen Schnee, unter dessen täuschender Decke es rieselt und flüstert in zahllosen Rinnsalen.

In der Luftlinie soll heute die Wanderung gehen. Eine Marotte, aber voll Reiz und Eigenart! Da heißt's denn, die letzte steile Bergwand nehmen. Und endlich stehen wir hoch aufatmend am Rennstieg. Eine ungefähre Messung mit dem Stocke ergibt noch immer eine Schneehöhe von zwei Fuß und mehr. Schritt für Schritt arbeiten wir uns durch, durchweicht und durchnäßt von unten und oben. Schnee und Sturmregen wechseln sich dauernd ab. Nebel, welche die Ferne verhüllen, umwogen uns. Im Lande mag jetzt die Sonne lachen, und in den reingefegten Straßen der größeren Städte wandelt man geschäftig und des Frühlingstages sich freuend einher.

Hier oben aber ist man eingereiht in die Natur, entrückt menschlichem Tun und Treiben, mit seinem Gott und sich allein. Und das gibt Freiheit und Glück, sei es auch nur für Stunden!

Drei Stunden Wanderung, dann begrüßt man freudig eine gastliche Stätte, und wenn der Abend gesunken ist, sitzt man wieder in heimischer Umgebung, warm, hell, vertraut alles ringsum, und empfindet in diesem Gegensatze noch einmal die Poesie der wilden Bergfahrt. — —

Eine echte Frühlingsstreife, voll Duft, Sonne und Vogelsang, war es, welche ich jüngst zum Rennstieg von Eisenach aus für einige Stunden unternahm. Auf diesem nordwestlichen Ausläufer des ehrwürdigen Höhenpfades gipfeln die Berge nicht mehr so steil und hoch empor. Die Buche hat das ernste Fichtengrün zum großen Teile verdrängt. Alles mutet anmutiger, liebenswürdiger, sonniger an. Der Unterschied in Temperatur und Wachstum ist ganz merklich zwischen hier und den östlich wie höher belegenen Rennstiegstrichen.

Auf dieser ganzen Rennstiegstrecke zwischen Hohen Sonne (oberhalb Eisenach) bis fast zur Hörsel und Werra hinab bildet die Wartburg das stimmungsvollste Leitmotiv, fortwährend wechselnd in Gestaltung und Beleuchtung. Alle Reize und Schönheiten mittelalterlicher Romantik wachen da wieder auf, sobald Zinnen und Türme der hohen Veste auftauchen und Frau Sonne golden oder blutig die Fenster erglühen läßt. Minnesang und Minnespiel, Ritterpracht und die lauten Freuden edlen Waidmannswerkes ziehen in bunten Bildern an uns vorüber. Man horcht auf, ob nicht ein Hifthorn aus dem Waldtal tönt, der Landgraf mit Gefolge über den Rennstieg heimwärts kehrt oder Psalmodien fahrender Büßer zwischen hohen Buchenhallen fromm herüberschallen. Echt deutsche Poesie umwittert uns. — — —

Nicht allzulange hatte die Morgenröte des jungen Tages in Eisenach begonnen, als wir durch das graue Nikolaitor

daselbst Einzug in die Innenstadt hielten. Abgesehen von den immer tiefer in die angrenzenden Schluchten, über die Höhen sich breitenden, prächtigen Villenkolonien, vollzieht sich jetzt auch in der Altstadt ein Häutungsprozeß. Die Physiognomie der ehrwürdigen Lutherstadt verwischt sich mehr und mehr. Selbst das treffliche Denkmal des Reformators (Donndorf modellierte es) auf dem Karlsplatze muß es sich gefallen lassen, daß die elektrischen Drähte dem tapfern Augustiner fast über die Nase hinspielen.

Das äußere Bild von Eisenach, in seiner Gesamtheit von einem der Waldberge geschaut, darf sich — auch ohne einen Fluß in der Tiefe! — heute kühnlich neben das von Heidelberg stellen. Es ist von hinreißender Schönheit! Möge die Stadtverwaltung doch nie vergessen, daß Eisenach ein gut Teil seines Aufblühens ganz allein nur dieser Schönheit inmitten einer mit allen dekorativen Reizen reich versehenen Natur verdankt. Leider aber scheint auch hier die Sehnsucht, baldmöglichst eine hohe Seelenzahl zu erreichen, die Triebfeder zu sein, daß man dem Anlegen weitgedehnter Fabrikanlagen bereitwilligst Vorschub leistete, welche nach der Georgenvorstadt und dem Hörseltale zu ganz empfindliche, häßliche rote Flecken in das so einzige Landschaftsgemälde einfügten.

Der Sturm der Entrüstung, welcher sich in der großen Gemeinde aller naturfreudigen, echt deutsch empfindenden Deutschen erhob, als es hieß, die Wartburg solle nun endlich auch den Segen einer Eisenbahn erfahren, „erschlossen“ werden, wie es immer so schön heißt, wenn man daran gehen will, die Natur zu verhunzen, die Geschichte und Heiligkeit einer Stätte — wie in diesem Falle! — zu verhöhnen: er durfte sich wieder legen. Vor der Hand, und hoffentlich für immer, wird dieser grausame Plan zurückgestellt. Aber eine „Elektrische“ besitzt Eisenach nun doch seit einigen Jahren, die den trägen modernen Pilger der Mühe überhebt, das herrliche Marienthal mit seinem königlichen Villenschmuck,

seinen Felswänden, Matten, Schluchten, Bergzügen, über denen die Landgrafenveste grüßt, höchsteigenbeinig zu durchmessen. Die „Elektrische" führt ihn bis zum Eingang des berühmten Annatales und wird wohl in absehbarer Zeit auch noch zur Hohen Sonne und jenseits hinab nach Wilhelmstal keuchen.

Rechts am Eingang zum Annatal öffnet sich ein anderer stiller Grund, zwischen dessen saftigem Wiesengrün die kleinen Knöpfelsteiche aufblitzen. Diesen zogen wir an jenem Morgen hinan. Er wird nur selten aufgesucht. Der Verkehr nach Attchenbach jenseits des Rennstiegs und Eisenach ist nur schwach, und so liegt der schöne Waldweg fast immer einsam da.

Die Morgensonne warf goldene Funken durch die Stämme der Buchen, deren noch geschlossene Blatthülsen einen zart violetten Farbenduft der Landschaft liehen. Felskulissen stehen zur Seite. Den Hintergrund bilden übereinander geschachtelte, anmutige Höhen, über welche droben der Rennstieg steigt. Die Natur spricht rings um Eisenach eine gar liebliche Sprache. Manches in diesen wechselvollen Szenerien sieht fast wie zurechtgemacht aus. Ist es aber nicht. Und doch möchte man fast sagen, daß die Natur hier ein wenig „Meiningerei" treibe, so künstlerisch schuf sie im Kleinen wie Großen.

Morgenfrisch ist's heute im Walde! Finken schmettern über uns, Meisen locken und ein bunter Nußhäher fliegt uns Baum für Baum voran: Welt, Arbeit, Menschengetriebe liegen hinter uns. So feierlich ragen vereinzelte Fichtenwipfel in den seligblauen Himmel. Zwischen dem dürren Laube aber, das noch den Boden deckt, ist der Frühling bereits dahingeschritten! Da duftet der Kellerhals, Anemonen, Leberblumen und Himmelsschlüssel lachen uns entgegen; ein Bächlein hüpft mit dünnem Stimmchen zwischen durch, und wer sich noch tiefer bückt, schaut, wie auf den Moosteppichen ein winziger, reizender Blüten- und Blätterwald emporgeschossen ist.

Auf der Todtenheide (414 m hoch) haben wir den Rennstieg in einer Stunde erreicht. Als grüne, eng von Laub- und Nadelwald eingeschlossene Wildbahn läuft er vor uns zur Rechten wie zur Linken dahin, allmählich sich zwischen den Stämmen verlierend. Wir schlugen rechts die norwestliche Richtung ein.

Welch ein friedvoll-wonniges Wandern diese heimliche Bergzinnenstraße hin! Das ist ein Raunen und Rauschen über uns, wenn der Morgenwind die Wipfel rührt! Thaufeucht schimmert noch das Gras und Moos zu unseren Füßen. Was Wind- und Schneebruch verwüsteten, hat die Arbeit der Holzhauer zum Teil schon beseitigt. Geklaftert stehen zur Seite die Holzhaufen und strömen herbfrischen Duft aus. Auf und nieder schlängelt sich der Rainweg, jetzt über eine Kuppe steigend, dann wieder einen Bogen schlagend. Im Dickicht ruckst die Wildtaube, ein Specht klopft, Kukuksruf mischt sich mit dem Freudenruf des Pirol.

Jenseits der „Krummen Kahre" schweifen wir rechts seitlich in den Hochwald ein kurzes Stück. Ein veraltetes, seltsames Denkmal grüßt uns da: die „Wilde Sau". Das plumpe Votivkreuz trägt die Jahreszahl 1483 und den Namen „Balthasser Rodeche(r)." Es zeigt eine wilde Sau, auf welcher ein Mann reitet. Ein anderer Geselle empfängt das gereizte Tier mit seiner Waffe. Mutmaßlich ist es der Denkstein eines hier einst auf der Saujagd verunglückten Waidmanns.

Bald schreiten wir wieder den Rennstieg entlang. Verträumte Waldeinsamkeit bleibt uns treu. Ab und zu taucht jetzt zur Rechten das Bild der Wartburg auf, immer stolzer, immer malerischer sich aufbauend! Ein Anblick, der uns immer wieder zum Stillhalten zwingt.

Dann geht's über eine Schneise im Fichtengehölz, unter welcher in jäher Tiefe die Werrabahn sich 1858 einen 570 m langen Tunnel schuf. Wir treten rechts seitlich hinaus. Aber

das Auge trifft nicht die Bahn, sondern fällt nun in ein köstliches Waldtal. Und dieses Tal, sonnendurchflutet, ist wie mit Vogelstimmen erfüllt, deren Lärmen, Jubeln, Zwitschern und Schmettern wie eine endlose Sinfonie zu uns heraufhallt, die Macht und Schönheit des Frühlings zu preisen.

Einmal enthüllt sich auf kurzer Strecke zur Linken ein Bild hinüber zur Rhön, dann umgibt uns wieder schweigender Wald. Bei einer Riesenbuche kreuzen wir am „Förthaer Stein" die uralte Heerstraße, welche von Leipzig, Erfurt, Eisenach über denn Rennstieg hinab nach Markfuhl und Vacha nach Frankfurt führte, heute aber nur dem lokalen Verkehr noch dient.

An den hohen Wegstein gelehnt, halten wir flüchtig Rast und bevölkern im Geiste noch einmal diese Straße mit den Gestalten, welche hier vorüberzogen. Welch ein Reichtum geschichtlicher Ereignisse! Welch farbiges Gewoge durch all die Jahrhunderte!

Im Sachsenkriege war's, da zog Kaiser Heinrich IV. mit seinen Truppen hier gegen die Wartburg, wo der Feind sich verschanzt hatte. Das war im Frühling 1080. 1289 rückte Kaiser Rudolf von Habsburg mit seinem Zuge hier vorbei auf Erfurt, dort fast ein Jahr lang auf dem Petersberge Hof zu halten.

Im April 1521 war es Luther, welcher von Wittenberg aus hier über den Thüringer Wald seinen Weg nach Worms nahm. Zurück benutzte er nur bis Möhra diese Straße, um Tags darauf am Rennstieg bei Altenstein aufgehoben und zur Wartburg gebracht zu werden.

1546 kehrte Kurfürst Johann Friedrich mit seinem Heere aus Süddeutschland heim nach Thüringen auf diesem Wege. Nach der Schlacht bei Roßbach 1757 erfolgte der Übergang Soubises mit seiner Armee über den Wald an dieser Stelle. Hier entlang auch vollzog sich in den letzten Oktobertagen 1813 der fluchtartige Rückzug des korsischen Tyrannen,

Napoleon I., York und Blücher hinter ihm drein. Endlich war es Vogel von Falckenstein, welcher am 2. Juli 1866 den Thüringer Wald mit seiner Kriegsschar hier überschritt, hinüber zur Hohen Rhön, wo bereits die nächsten Tage sollten so harte, blutige Kämpfe bei Zella, Wiesental und Roßdorf bringen, in denen Deutsche gegen Deutsche im unseligen Hader mit ihrem Blute die deutsche Erde düngten.

Über die uralte Heerstraße fort, empor bis zum nahen Waldesrande. Dort drüben blaut sie im langen Gebirgszuge vor uns auf, die herrliche, stille Rhön, mit ihren leis bläulich umhauchten Basaltkuppen scharf gezackt in den lichten Frühlingshimmel greifend. Wie doch die blaue Ferne in diesen Wonnetagen, wo alles von Hoffnung wie mit tausenden Zungen redet, zu Herzen mächtig spricht! Unendliches, unbestimmtes Sehnen füllt die Brust! Hinüber möchte man und dann immer weiter, immer ferner. Wohin? Der Sonne nach? Dem Abend entgegen?

In der Tiefe liegt das leicht gewellte, weite Gelände des einstigen Moorgrundes, in dessen Mitte sich auch Möhra mit seinen Hütten unter Obstbäumen versteckt. Hier ringsumher blühte einst der Bergbau und beschäftigte viele fleißige Hände. Vor allem mutete man auf Kupfer. Der Name des Dörfchens Kupfersuhl erinnert noch daran.

Auch Luthers Vater war hier tätig. Denn Möhra ist der Stammsitz der Luthers (der Leute Herr), wie dieser Name abzuleiten ist. Obwohl dann der alte Luther nach Eisleben übersiedelte, weil dort höherer Verdienst für ihn als Ernährer einer starken Familie zu erhoffen stand, so blieb doch die alte Liebe der alten Heimat treu. Denn als Martin Luther später nach Eisenach auf die Schule kam, ist er gar oft diese Straße in den Ferien nach Möhra gewandert, die Sippe und Freundschaft zu begrüßen. Dort, unter der Linde vor der Kirche und dem Lutherhause predigte dann der von Worms heimgekehrte Reformator, da das Gotteshaus die

Schar der herbeigeeilten Andächtigen nicht fassen konnte. Das war am 4. Mai 1521. Noch an dem Nachmittage desselben Tages reiste er weiter, um dann nach der Wartburg geführt zu werden. Die Kirche birgt noch denselben Altar, vor dem einstens Luthers Eltern an ihrem Hochzeitstage knieten. Noch steht das ehrwürdige Stammhaus und vor der Kirche prangt seit 1861 des großes Sohnes ehernes Denkmal. Aus Möhra rührt auch der alte Holztisch her, den man im Lutherzimmer der Wartburg aufgestellt hat. Wartburg, Rennstieg, Möhra — diese ganze Landschaft predigt von dem unerschrockenen Glaubenshelden.

Jenseits des Werragrundes dehnt sich das Werratal. Vorderröhn und Hohe Rhön schließen sich als ein duftverklärtes Berglandsbild an. Tief, tief bis zum Fuldatale dringt der Blick und wandert dann südlich die blauen Felswarten und Bergköpfe entlang, bis wo die fränkische Saale ihren Weg sich bahnt und der Kreuzberg einsam aufragt. Dort hinten birgt sich Kissingen. Und das Angedenken eines anderen deutschen Simsons steigt lebendiger auf!

Hinein wieder in den summenden Wald! Zwischen Riffels- und Stoffelskuppe windet sich die Straße — keine grünberaste Wildbahn mehr! — hinan, und bald treten wir wieder hinaus ins Freie. Noch weiter, umfangreicher erschließt sich uns jetzt die lichte, frühlingsfrohe Landschaft. Die Berge des alten Hessenlandes fügen sich an, voran der Große Meißner, und dann weiter nördlich die Höhen, welche den Endlauf der Werra begleiten, ehe diese sich mit der Fulda zur Weser eint.

Zwischen Feldflur hin, hellem Buchenjungwald, in dessen Tiefe es wieder blüht, duftet, summt und blüht, und zwischen den grauen Stämmen leuchtet der schmucke neue Bau eines malerischen Landhauses, dicht neben Ökonomiegebäuden: der Klausberg. Parkartige Anlagen umzirken ihn, von denen aus die Wartburg und der Hörselberg sich sonnenbeglänzt, zauberisch dem Auge zeigen.

Ein Hund hat uns bereits angemeldet. Zu einem kurzen Labetrunk sitzen wir im Gutshof nieder, während draußen in Hof, Ställen und Scheunen das Tagewerk bedachtsam seinen Gang geht.

Dann nehmen wir Abschied. Auch vom Rennstieg für heut! Wieder in köstlichste Waldwildnis uns werfend, streben wir hinab durch ein stilles, wasserdurchplätschertes Tälchen, bis wir die Heerstraße erreichen, welche durch das Georgental von Eisenach herauf sich zum Rennstieg windet. Hinter uns grüßt noch einmal Haus Klausberg, vor uns aber ragt auf rötlich schimmerndem Felsaltan die Wartburg auf, bis zuletzt uns treu als Leitstern bleibend.

Vom Turme flattert die Fahne, dem Eisenacher Lande verkündend, daß der junge Großherzog droben seinen Einzug hielt. Und noch wenige Tage später geht ein mächtiges Frühlingsrauschen durch die Bergwälder rings der Veste, wie eine Huldigung empor zu den altersgrauen Mauern, welche dann Deutschlands Kaiser in ihren Schutz aufgenommen haben.

Von der Schwarza zur Itz.

Frischer, kräftiger Morgenhauch weht über den steilen Waldbergen, welche Dorf und Schloß Schwarzburg schützend umstehen. Das vornehme, farbenfreudige Leben, welches sich tagsüber sonst an der Straßenkreuzung vor dem Schmuckbau des „Weißen Hirschen" abspielt, schläft noch. Nur die Schönheit der Natur, welche diesen Erdenwinkel so hervorragend auszeichnet, spricht bewegt und feierlich zu uns in dieser Stunde. Über dem Bergrande droben rollt die Sonne in feuriger Pracht, und trügt nicht alles, wird sie heute treu bleiben. Ein Ereignis in diesem Sommer voller Lug und Tücke! Von unten herauf tönt deutlich das Rauschen der Schwarza. Zwischen ihrem blitzenden Schlängellaufe und einem mit Buchen dicht bestandenen Berge dehnt sich die Hirschwiese. Über diese hin jagt hoch zu Roß eine dunkle, schlanke Frauengestalt: Schwarzburgs Fürstin! Und die alten Waldriesen scheinen sich vor der hohen Frau in Verehrung zu neigen.

Droben am Bahnhofe nehme ich noch einmal dieses Bild voll in mich auf. Der Ausblick von hier oben ist von hinreißendem Zauber und läßt diesen Bahnhof einzig im Thüringer Lande erscheinen. Noch ein letzter Händedruck, ein letztes Wort: „Auf Wiedersehen!" — und der Zug trägt mich hinauf ins obere Schwarzatal. Über Brücken und Viadukte, an Matten und Felsen, Wäldern und malerischen Ortschaften vorbei rollt er dahin, hüben wie drüben reizvolle

Einblicke in immer neue Seitentäler gewährend. Das qualmt und schäumt, pocht und sprudelt, rührige Tätigkeit in all den Mühlen, Pochwerken, Fabriken und Hütten verkündend. Fuhrwerke mit Mastbäumen rollen seitlich die Straße entlang; ein Spitz kläfft, Peitschenknall und Zuruf tönen an unser Ohr. Und endlich hält der Zug in Katzhütte, dem Schlußpunkt der Bahn. Geht der Wunsch der Annahme noch in Erfüllung, so wird sich dereinst die Bahn ihren Weg noch durch die Felsengasse empor bis zum Rennstieg bei Scheibe erzwingen, um dann jenseits nach Eisfeld oder Koburg hinabzutauchen. Und nun den Rucksack umgeworfen, den Stock zur Hand. Hinein in die frisch aufrauschende Wald- und Bergespracht! Denn die Sonne hält heute Wort! Langentwöhnter Goldhauch liegt schimmernd auf diesen schier unermeßlichen Wäldern. Seliges Leuchten nach Wochen nasser Trauer und grauer Wehmut. Wir wollen heute der Sonne uns freuen; wer weiß, ob sie morgen uns noch segnet. Im dreißigjährigen Kriege lautete ja auch ähnlich die Parole, das Leben zu genießen, flüchtige Lebensfreude, hinter welcher lauernd der Tod stand.

In all diesen Tälern wie hoch in den freiliegenden Walddörfern ist zumeist nur die Porzellanindustrie zu Hause. Sie setzt viele tausend Hände in Bewegung und hat so manches schöne Talent im Modellieren und Malen geweckt. Weiter nach Osten hin blüht dann — wie in Ilmenaus Umgebung — auch noch die Glasbläserei. „Gläser“ und „Porzelläner“ beherrschen ringsumher bis tief hinein ins Meininger Oberland das stille Waldgebiet. Auch Katzhütte lebt nur von der Porzellanfabrik. Die wenigen Ackerstreifen zu Seiten des Ortes an den steilen Berghängen werden zumeist von den armen Frauen bestellt, hageren, dunkeläugigen Gestalten, denen Armut und Arbeit rasch Jugend und einstige Schönheit raubten. Entsagung steht ihnen allen auf den einst so lebenslustigen Gesichtern geschrieben, und man kann sich eines Ge-

fühls tiefsten Mitleids nicht erwehren, wenn man ihnen drinnen auf den einsamen Waldwegen begegnet, auf den tiefgebeugten Rücken keuchend die überschwere Last eingesammelten Holzes zu Tale schleppend.

Auch heute, da ich von Katzhütte aus zu den stillen Waldungen des Wurzelberges emporklomm, wechselte ich den Morgengruß mit verschiedenen Gruppen dieser abgehärmten Weiber. Die stundenweiten Wälder, welche den Wurzelberg bedecken, üben einen tiefgeheimnisvollen Zauber auf jedes empfindende Gemüt aus. Süß verträumte Wildnis, schweigende Hochwaldpracht einen sich hier mit einer Waldmajestät, wie sie in solcher Größe kaum wieder in Thüringen anzutreffen ist. Wie oft bleibt man auf diesen weichen Waldwegen stehen, schaut an gewaltigen Stämmen empor, lauscht auf das Rieseln und Gluckern scheu verborgener Quellen und horcht auf, ob nicht Stimmen von irgendwo herübertönen können. Man meint, es müsse sich etwas ereignen. Doch stumm bleibt alles. Nur wenn ein Auerhahn abdonnert, Wild durch das Dickicht bricht, kommt sekundenlanges Leben in dieses traumhafte Schweigen. Zuweilen hallt auch der Schlag einer Axt einher. Man glaubt's, daß hier noch Wilddiebromantik wohnt. In diesem felsendurchsetzten Gewirr wurde 1782 noch der letzte Bär Thüringens erlegt. Und noch eines zeichnet den 828 Meter hohen Wurzelberg aus. Er trug einst die größten Edeltannen Deutschlands. Heute gleicht er nur noch einem Riesenfriedhof, denn auf stundenlanger Wanderung streift man an Hunderten von Überresten dieser stolzen Bäume vorbei, deren Wurzelstumpfe aus hohem Beerenkraute uns grüßen. Aber ein paar Dutzend solcher windzerfetzter Tannen ragen doch noch über den Hochwald hinaus, weithin über Berge und Täler schauend. Die größte heißt die „Königstanne", welche einen Umfang von 6½ Meter und eine Höhe von 47 Meter aufweist. Die begraste Kuppe des Berges trug bis vor Jahresfrist noch ein rundes, hölzernes

Jagdschlößchen. Doch der Sturm, welcher hier droben so gern das große Wort führt, hat es niedergerissen. Seitlich der Kuppe fällt der Blick über ein Meer von Bergen und Wäldern, auf stille Siedelungen, deren graue Schindeldächer in der Sonne wie Silber glänzen.

Tritt man beim Abstiege vom Wurzelberge aus dem Walde heraus, so eröffnet sich mit einem Schlage ein überraschend schönes Bild. Der Abschluß des Schwarzatales rollt sich vor uns auf. Zur Linken, wo die dunklen Waldhöhen zu einem geschlossenen Halbkreise sich vereinen, da liegen die Quellfäden der Schwarza, des einst goldführenden Wildwassers, das auf seinem langen Laufe bis zur Saale — in Thüringen ein seltenes Beispiel! — nur ein einziges Land, Schwarzburg, durchrauscht. Vor uns in der Tiefe ruht das Dorf Scheibe mit seiner lichten, hochragenden Kirche, gegenüber aber streicht der Rennstieg, Thüringens charakteristischer Höhenpfad, entlang. Zu ihm blicken die Hütten von Alsbach und Limbach empor. Dahinter grüßen die weltstillen Wohnstätten von Steinheid, das die Welt alljährlich mit seinem blitzenden Christbaumschmuck versorgt. Scheibe ist auf dem Wege, eine beliebte Sommerfrische zu werden. Seine Sehenswürdigkeit aber bildet die Porzellanfabrik von Kister, welche in künstlerischer Hinsicht wohl den ersten Platz in Thüringen einnimmt. Die Mutter all dieser Porzellanfabriken steht aber droben in Limbach am Rennstiege. Hier erfand 1772 der geniale Gotthelf Greiner für den „Wald" aufs neue das Porzellan und schuf damit eine Segensquelle für die armen Waldbewohner. Unweit des Ortes, hart am Walde, steht ein Denkmal, das den tapferen Mann feiert.

Der Rennstieg bei Limbach scheidet das Land Schwarzburg von Meiningen. Er stellt aber auch eine Wasserscheide zwischen Elbe- und Rheingebiet dar (Saale und Main). Und steigt man auf dem Rennstieg noch ein Stück höher seitlich, so blickt man auch noch in die grünen, stillen Täler, aus denen die

Bäche singend der Werra und Weser zueilen. In dem Wirtshause zu Limbach genoß ich die Mittagsrast. Bildet jenes auch nicht einen Knotenpunkt zwischen Paris und St. Petersburg, so doch seit einem Jahrhunderte sonntäglich einen solchen für zahllose Ortschaften auf und ab diesseit und jenseit des Rennstiegs. Denn dann schmettern hier die Trompeten, klingen und singen Geige und Flöte. Musik ist ja dem echten Thüringer Lebenslust. So manches Dorf hat seine eigene Kapelle, in welcher Holzhauer und Gendarm, Gläser und Porzelläner, Fabrikbesitzer und -arbeiter einträchtlich zusammen sitzen, auf den Wellen der Melodien alle Standesunterschiede zu vergessen. Gesellen sich dann noch Wurst, Bier und Tanz dazu, so öffnet sich allen ein Stück Himmel auf Erden. Dann rührt gar oft bereits der junge Tag die Höhen, Morgensonne rauscht empor, ehe man auseinander geht; hinab in die Täler eilen dann Mädchen und Burschen, und ihr Singen und Jodeln weckt noch lange das Echo der aufhorchenden Berge wach. Der nächste Sonntag aber vereint sie wieder in irgend einem stillen Bergnest.

Ehe ich von Limbach aufbrach, stieg ich erst noch hinan zu dem von alten Bäumen überschatteten Denkmal des „Säulenheiligen von Limbach", des tapferen Gotthelf Greiner. Ein Urenkel von ihm hat sein bewegtes Leben in einem Buche niedergeschrieben, dasselbe auch noch zu einem hübschen Schauspiel für die Bühne verwandt. Da oben an seiner Gruft ließ ich noch einmal das Ringen und Kämpfen dieses unerschrockenen Mannes an mir vorüberziehen. Es war das Los eines jeden suchenden Erfinders, nur daß hier der Ausgang ein gesegneter ward. Noch einmal schweiften die Blicke hinüber zu den Schwarzabergen, dann trollte ich jenseit des hier nur speeresbreiten Rennstiegs in den Theuerngrund hinab. Schwarzburger Land versank hinter mir. Im waldüberrauschten Meininger Oberlande ging's abwärts. Gleich unter der Fabrik von Limbach tritt der Grümpenbach zutage, um bis Theuern

hinab den wildprächtigen Theuerngrund zu durchströmen. Wasserwerke und Sägemühlen beleben ihn. Gewaltige und steil gebuckelte Berge engen das Tal. Und immer neue Bäche brechen seitlich herein, alle dem Grümpenbache und mit diesem als der Sammelader der Itz zueilend.

Die Sonne blitzte in den Wellen des über Geschiebe und Geröll sprudelnden Baches; Vögel sangen in der blauen Luft, ab und zu ging ein heimlich Aufrauschen durch die stillen Wälder. Es war ein Wandern wie in den blauen Sommerhimmel hinein. Und nicht allein! Mir zur Rechten hielt mein Töchterlein tapfer ausschreitend, zur Linken stürmte der Bach. Aus dem letzten Gehöft zu Limbach hatte sich uns ein Hund noch zugesellt, bei der nächsten Sägemühle war es ein prächtiger Ziegenbock, welcher sich dem Zuge in die blaue Ferne anschloß. Und so: singend, rauschend, bellend und meckernd ging's immer tiefer in den grünen Grund hinab. Erst als wir an einem Wehr den Bach überschritten, um jenseits uns an der Bergwand entlang zu ziehen, löste sich unser Geleite auf. Der Hund schoß in lustigen Sprüngen zurück, Meister Bock aber blickte uns noch eine Weile nach und neigte dann tief das gehörnte Haupt zu den saftigen Futterkräutern, welche am Ufer üppig gediehen.

Vor uns aber begann langsam der weite Itzgrund sich aufzurollen. Im Vordergrunde, hochragend wie Burggebäude, grüßte Dorf Theuern, dahinter Hügelwellen, welche das Städtchen Schalkau uns verbergen. Über ihnen aber hob sich der majestätische Bergkegel, der die Trümmer der Stammveste des einst so berühmten und mächtigen Geschlechts der Schaumburger noch trägt. Und dann grüßt in der leuchtenden Ferne die von der Itz umflossene Koburg, die „Idisburg" in G. Freytags „Ahnen." Neue Täler öffnen sich, die Mainhöhen beim Staffelstein steigen duftumwebt empor, und wie wir eine neue Wegbiegung vollzogen haben, ruht mit einem Schlage Dorf Rauenstein in malerischer Schönheit zu unseren Füßen.

Dreifältig ist der Ruhm, welcher den Namen Rauenstein umflicht. Darauf darf das meiningensche Dorf mit seinen 1800 Einwohnern mit Recht stolz sein. Seine landschaftliche Lage, die geschichtliche Weihe, welche über ihm schwebt, die kunstgewerblichen Erzeugnisse, welche als Rauensteiner Porzellan längst einen Ehrenplatz draußen in der Welt behaupten, dies alles läßt uns diesen still zwischen hohen Waldbergen ruhenden Ort anziehend und wertvoll erscheinen. Wandelt man die malerischen Berggassen zwischen den sauberen, schieferbeschlagenen Hütten aufwärts, so öffnet sich hier das Tal des Rußbaches, dort das des Poppenbaches. Zwischen beiden schiebt sich keilförmig der Burgberg ein, der unter hochstämmigem Walde noch Trümmer der stolzen Veste Rauenstein aufweist. Wenn Regen und feuchte Nebel sich hier niedersenken, dann ist — ein seltsamer Anblick! — all dieses Schiefergestein von Burg und Felsen mit Hunderten goldgefleckter Feuersalamander belebt. Hoch über dem Dorfe thronend und hart an die Burgtrümmer sich anlehnend, ragt das gotische Kirchlein, ein Schmuckkästlein in seinem Innern. Von seinem Vorplatze aus schaut man über den Ort fern hinaus in das lachende Gelände der Itz, des „Idisbaches" in „Ingo und Ingraban", und die schimmernde Veste Koburg (Idisburg) erinnert uns an das tragische Ende jener Helden, welche G. Freytag so menschlich nahe unseren Herzen zu rücken verstand.

Ein von Alter und Stürmen wild zerrissener Wartturm ragt heute noch geborsten und phantastisch über den Wipfeln auf und kündet bereits von weitem dem Wanderer, wo einstens im Jahre 1342 drei Brüder von Schaumburg hier im düsteren Waldgebirge den trutzigen Rauenstein errichteten. Auf eine tausendjährige Geschichte blickt heute dieses einst so mächtige Geschlecht zurück, das noch in einigen freiherrlichen Linien fortlebt. Auf der Schaumburg drüben stand das Stammschloß. Als aber die nimmersatten Grafen von Henne-

berg immer heftiger diesen Sitz bedrohten, die Flut der Prozesse und Streitigkeiten höher und höher stieg, da sehnte man sich nach einem unangefochtenen Ruhesitz. So erstand Schloß Rauenstein mitten im alten Gericht Rauenstein. Bei stundenlangem Wandern durch die welteinsamen Forsten ringsumher habe ich gar oft mitten in verwilderten Gräben, aus halbmannshohen Beerengebüsch die uralten Malsteine begrüßt, welche einst die Grenzlinie des schaumburgischen Besitzes bezeichneten. Gebeugt vom Alter, bemoost und umblüht, zeigen sie auf der einen Seite den meiningenschen Rautenkranz, auf der anderen aber die Schafscheren und den springenden Löwen aus dem Wappen der Rauensteiner Schaumburger.

Kampflustig und tüchtig, streitsüchtig und kühn, so zeigt sich uns das stolze Geschlecht der Schaumburger, das so hoch im Ansehen bei den deutschen Kaisern stand, um dessen Gunst und Hilfe einst Fürsten und Landgrafen buhlten. Aus den Wildwassern, welche ihre Wälder durchströmten, schürften die Schaumburger Gold und münzten es; sie haben gekämpft und gesiegt, gebechert und gejagt, geherrscht und — gar oft gefehlt. Aber es war doch ein Rassegeschlecht, an dem man seine stete Herzensfreude noch heute haben muß, blättert man in der Chronik ihres Hauses. Besonders das 15. Jahrhundert sah eine Reihe bedeutender Männer aus diesem Geschlecht hervorgehen. Eine wahrhaft strahlende Gestalt ist Wilwalt von Schaumburg, voll Lebenslust und Lebenskraft. Ein berühmter Kriegsheld, der in fast aller Herren Ländern seine Waffen mit Ruhm bedeckte. 1480 gab er seine Selbstbiographie heraus, welche uns ein farbenfrohes Bild jener bewegten Zeit entrollt. Er war es auch, welcher die alte, verfallene Stammveste oberhalb Schalkau noch einmal aufbauen ließ, und als alles fertig war, da führte er sein junges Ehegemahl hinauf und ließ eine glänzende Hochzeit ausrichten. Ein Sylvester von Schaumburg war ein treuer Verehrer und Freund Luthers, dem er wiederholt energischen Schutz angedeihen ließ.

Ein Peter von Schaumburg saß als Fürstbischof und Kardinal zu Augsburg. Die schöne Burgkapelle zu Rauenstein — heute die Dorfkirche — aufzubauen, erließ er einen Ablaßbrief, welcher dem Rauensteiner Zweige seines Hauses in einem Jahre allein 20000 Gulden eintrug. Noch höher stand er beim Kaiser Friedrich III. als Diplomat im Ansehen. In allen entscheidenden Reichsgeschäften ward von ihm Rat und Hilfe eingeholt. Zwischen den Königen von England und Frankreich mußte er mit dem Herzoge von Burgund einen Vergleich schaffen, Frieden zwischen den Herzögen von Bayern schließen.

Von dieser großen Höhe, welche das Geschlecht der Schaumburger einnahm, sank es dann mehr und mehr hinab. Zuletzt blieb nur noch Rauenstein. Und auch dessen Glücksstern sollte nach und nach untergehen. Am 13. Juni 1569 ging das Schloß mit all seinen Kunstschätzen, Altertümern und Familienpapieren in den Flammen auf. Eine unvorsichtige Magd hatte glühende Asche auf dem Boden ausgestreut. Die hohe Lage und herrschender Wassermangel machten eine Rettung unmöglich. Das Schloß ward zwar noch einmal aufgebaut, doch im 30jährigen Kriege brach es dann für immer zusammen. Am Sonntage nach Trinitatis 1640 jagte ein Trupp kaiserliches Kriegsvolk — Böhmen und Kroaten — von Steinheid den Theuerngrund hinunter und machte unten am Grümpenbache Halt. Da soll es soll es der Müller der Theuernmühle gewesen sein, welcher den geheimen Eingang zur Burg den Feinden verriet. Man brach ein, plünderte und übergab dann den Sitz der Rauensteiner den Flammen. Das Dörfchen Rauenstein erfuhr ein gleiches Geschick wie die Herrenburg. Ein einfacher Schloßbau entstand dann 1690 drunten im Orte. Er enthält heute die obere Porzellanfabrik, welche in der Herstellung von Delfter und Meißener Porzellan ihren ersten Ruf errang. Eine dazu gehörige, talab gelegene zweite Fabrik fertigt kostbare Nippes,

Büsten und Heiligenfiguren an. Aus dem Besitze der Rauensteiner ist dann die ganze Herrschaft an das Haus Meiningen übergegangen. Im Meininger Oberlande aber bildet noch heute Rauenstein einen der interessantesten und schönsten Punkte.

So arm auch der Hauptteil der Bevölkerung im Meininger Oberlande geblieben ist, sein Schalksinn, seine tiefe Naturliebe, seine Sangeskunst und Musikfreude vermochten keine Schicksalsschläge zu dämpfen oder zu rauben. Die Arbeit seiner rührigen Hände aber hat sich Achtung erworben. Über alle Meere, in fernste Erdteile wandern diese Erzeugnisse hin, thüringer Fleiß und Erfindungskunst preisend. Sonneberger Puppen und Spielwaren, Lehestener Schieferartikel, Lauschaer Glasbläsereien, Rauensteiner Porzellan sind weltbekannt. Aber noch eines tritt uns oftmals hier entgegen: die Holzschnitzerei und Schmiedekunst. Herzog Georg von Meiningen, der unvergleichliche „Regisseur,“ welcher dem deutschen Theater völlig neue Aufgaben erschloß, dessen „Meininger“ einstmals im Sturme die Bewunderung aller Theaterfreunde errangen, er ward auch durch Neueinrichtung seiner Schlösser der Förderer so manches edlen Kunsthandwerks. Eiuen Hauch dieses Wirkens spürt man überall beim Wandern durch das Land Meiningen. So mancher Gastraum schlichter Dorfwirtshäuser zeigt treffliche Holzbekleidungen, Paneele, Türfüllungen, Balken, Buntmalereien und schmiedeeiserne Ausschmückung. So auch in Rauenstein. In dem nahen Schalkau aber ist eine Kunstfachschule für Modelleure, Zeichner und Schnitzer eingerichtet, deren Schüler dann hinausgehen, den Ruhm ihres begeisterten Lehrers Louis Blechschmidt zu künden. Der Dom zu Würzburg, die Stadtkirchen zu Meiningen, Schalkau und andere sind in ihren Meisterwerken von Altären, Heiligen, Gestühl und Emporen die besten Zeugen der Kunst, welche in dem kleinen Schalkau der schlichte Künstler und Meister unermüdlich lehrt. So

mancher frischgebackene Burgherr, welcher an die Inneneinrichtung seiner neu aufgebauten Veste geht, fände in dem Meister von Schalkau einen ebenso kunstsinnigen als tatkräftigen Berater.

Folgt man von Schalkau aus noch ein Stück der Itz flußab, so gelangt man in das recht malerische koburgische Dörfchen Weißenborn, aus dessen lauschigem Parke ein neues helles Herrenschlößchen leuchtet. Hier in Weißenborn war es, wo Heinrich Schaumberger seit 1869 als Lehrer die letzten Jahre wirkte, ehe der Tod dem jungen Volksschriftsteller ein so frühes Ziel setzte. In seinem prächtigen Roman „Im Hirtenhaus“ hat er Weißenborn und seiner originellen Bevölkerung ein literarisches Denkmal gesetzt.

Wer eine der an Rauenstein grenzenden Höhen erklimmt, der schaut, ist die Luft still und rein, noch weit hinab den Lauf der Itz. Den grüßt nicht nur die zackige Krone der Koburg, er erblickt auch den Turm der Moritzkirche und vermag Einblick in die Straßen der Stadt festzunehmen. Der Wallfahrtsort Vierzehnheiligen und Kloster Banz steigen herauf, dahinter wird der Staffelstein sichtbar, zu dem Scheffel einmal in grüner Jugendzeit emporwallfahrte, um ihn dann so prächtig zu besingen. Vor ein paar Jahren ist nun auch der alte Bruder Ivo auf die letzte Wallfahrt ins ewige Reich gegangen, von dem der Dichter so schelmisch zu berichten wußte:

„Denn wer bei schöner Schnitt'rin steht,
Dem kann man lange winken.“

Oben auf dem Staffelstein in der Klause des Alten hängt noch heute eingerahmt Scheffels inzwischen berühmt gewordenes Wanderlied. Aber obiger Vers mußte sich doch eine sanfte Korrektur gefallen lassen.

Es gibt nichts Schöneres für den, der in Rauenstein für einige Zeit vor Anker ging, als sich immer wieder in das grüne Meer dieser schier unermeßlichen Hochwälder zu werfen.

Schwimmen, schwimmen darinnen! Den Würzeduft einatmen, die herbe Freiheitsluft, die von den Bergen niederstreicht! Eine fast heilige Stille waltet da droben noch. Wenn uns der Wald einmal frei gibt, so schaut man von gerodeter Stätte, auf denen der Fingerhut in üppiger Fülle prangt, hinab in tief eingeschachtelte Täler, oder in der Ferne schimmern auf sonniger Höhe einige verträumte Schieferhütten. Dann und wann hallt von irgendwo der Jodler einer lustigen Dirne herüber. Wir sehen sie nicht, nur der Wohlklang ihrer Stimme zaubert uns ein schmuckes Menschenbild vor die Sinne.

Und schön sind die Mädchen von Rauenstein, dunkelhaarig und mit Glutaugen, echt fränkisches Geblüt! Eine Welt voll Leben und heißer Liebeslust sprüht aus ihnen auf, Augen, die unergründliches Glück zu versprechen scheinen. Ein lauer Sommerabend war's, Samstag und Vorabend eines Turnerfestes. Rauenstein hatte Schmuck angelegt. Auf den Berggassen hielt man in kleinen Gruppen und wartete auf die von Meiningen eintreffende Militärkapelle. Die Jugend war bereits ein Stück übers Dorf hinaus entgegengelaufen. Über dem Burgberg stand der Mond und hielt ebenfalls Ausschau. Spannung auf allen Gesichtern! Und dann auf einmal brach's los. Mit Zinken und Trompeten! In Uniform, stramm, vom Jauchzen des Dorfes begrüßt, marschierte die Kapelle ein. Da sah ich es wie Feuer aus den dunklen Augen der rauensteiner Mädchen aufleuchten.

✓

Zwischen Hörselberg und Wartburg.

Seit Richard Wagners „Tannhäuser“ seinen Triumphzug durch die Welt antrat, ist der Hörselberg als Sitz des Liebeshofes der Frau Venus, und die vom Sängerkriege durchhallte Wartburg innig verknüpft worden. War uns Thüringern der Hörselberg ob seiner Sagenfülle immer ein geweihter Berg: die Welt draußen lernte jetzt erst seinen Namen kennen. Für sie hatte er einen pikanten Beigeschmack erhalten. Und der ging lieblicher ein als alle Sinnigkeit und Tiefdeutigkeit seiner sonstigen Sagen. Der gute Thüringer aber freute sich baß, daß sein Venusberg draußen so viel Anklang fand. Nun war er Mode geworden und hurtig ging man daran, ihn tapfer zu „erschließen“. Der geheimnisvolle Höhleneingang wurde säuberlich hergestellt und durch einen grünweiß angestrichenen Pfahl gekennzeichnet, dessen Tafel weit hinaus verkündete: „Venushöhle“. Ein Bierpalast wurde vorn an die Scharfkante des Berges hingesetzt, anstatt diesen meinetwegen berechtigten Schutztempel ein Stück zurück in einer Mulde zu errichten, um die herrliche Umrißlinie des Berges nicht zu zerstören. Unten am Jesubrünnlein gedachte ein findiger Kopf ebenfalls eine Kneipe für wegdurstige Pilger zu erschließen, wurde aber zuletzt doch noch seitens des Landrats höflichst mit seinem menschenfreundlichen Antrage hinauskomplimentiert.

Ich sehe noch immer das Gesicht Julius Wolffs vor mir, als ich ihm eines Abends in einer bayerischen Bierstube

in der Leipziger Straße zu Berlin am Tische gegenüber saß, und ihm erzählte, daß unser Hörselberg seinem Schicksal nicht entronnen sei und nun von „Vereinswegen“ entdeckt und „erschlossen“ sei. Erst schaute mich der Dichter des „Wilden Jäger“ ungläubig und zweifelnd an. Dann zuckte etwas in seinem Antlitz auf, das verhaltenen Zorn und Unmut kündete, bis er endlich herausstieß: „Aber das ist ja gar nicht möglich!“ Poeten können eben immer wieder nicht begreifen, daß zwischen ihrem Fühlen und dem der breiten Massen, des süßen Reisepöbels — nach oben wie nach unten! — eine unüberbrückbare Kluft gähnt.

Wenn nur der Deutsche seinen Schoppen zwischen den Händen fühlt, Postkarten schreiben und Automaten unsicher machen kann, dann erscheint ihm erst eine von Natur, Geschichte oder Sage gefeierte Stätte vollwertig und genußreif, und er schaut sie in einer Aureole, mit einer Begeisterung, welche ihn allein urteilsfähig in seinen Augen erscheinen läßt.

Einst war der Hörselberg eine wundersame Stätte des Sinnens und Träumens. Da saß man einsam und schaute hinaus weit in die Lande, ließ das Auge wandern das Gebirge entlang, von Eisenach aus über die blaugrüne Wellenlinie hin bis zum Schneekopf, den verdämmernden Höhen des Schwarza- und Saaltales. Drunten, jach unter der wild umbuschten Wand des Hörselbergs, lag das Hörseltal, an dessen Ausgang die Wartburg grüßt. Ab und zu sauste drunten ein Bahnzug vorüber, dessen Wagenschlange bald wieder unseren Blicken sich entzog. Im Frühling lag unten alles im holdesten Blütenschnee, im Herbst zogen Marienfäden durch die goldene Luft, und wenn der Wind einsetzte und unsanft über den Berg fuhr, da meinte man wohl, Wotan, der wilde Jäger, sende seinen Mahngruß.

So still war's hier droben. Und wenn sich mal ein paar Menschenkinder begegneten auf dem Ödland des Berges, dann grüßten sie sich wohl. Dann ging ein eigenes Ver-

stehen von Auge zu Auge. Ein jeder wußte von dem anderen: den hat die Poesie des Venusberges hinaufgetrieben! Ich habe da manchmal am Abend einsam vor dem Eingang der Venushöhle gesessen und hinübergestarrt zur Wartburg, hinter deren Zinnen und Türmen die Sonne zitternd wie in Rosen und Feuergluten niedersank. Abendwind strich durch die Büsche und rührte sacht in den Gräsern. Der Schafhirte trieb seine Herde heim, Vögel sangen zwischen Himmel und Tal, und aus den Dörfern am Hörselflusse klang das Abendläuten der Dorfglocken.

Mit diesen Träumen ist's jetzt da oben vorbei. An guten Tagen und vor allem am Sonntag speit jeder Bahnzug Hunderte bier- und kaffeedurstiger Naturfreunde aus. Mit Kind und Kegel, Düten voll Backwerk und gerundeten Futterkörben strömt man keuchend empor. Die Sage aber flüchtet sich dann tief in das Gestein und hält sich erschauernd beide Ohren zu.

An einem Sonntag strich ich einmal wieder über unseren Venusberg, „der Wissenschaft wegen". Geklapper von Kaffeetassen, Zungen, Biergläsern schlug mir schon von weitem entgegen. Das Völkchen war so vergnügt, daß alles so hübsch mundete; ein paar Vereinsfahnen flatterten, Blechmusik lärmte, Kinder lärmten — mein Hörselberg hatte sich in einen echten Volksgarten umgewandelt.

Als ich die Wartburg erblickte, kam mich ein Sehnen an.

„Wollen wir dort hinüber"? fragte ich den Wandergenossen. Er nickte Beifall.

„Aber nicht den geraden Weg gehen. Im Leben wie im Wandern: auf und ab!"

„Nur zu! Mir soll alles recht sein."

Den Berg hinab gings nun, hinaus ins Hörseltal, bis wir, die schöne Eisenacher Straße innehaltend, in Wutha anlangten.

Wutha liegt am Ausgange eines zur Hörsel sich breitenden Tales, durch welches der von Ruhla über Bad Thal niederrauschende Erbstrom sich windet. Seitlich öffnet

sich rechts das Moosbachtal. In dieses tauchten wir hinein, noch einen Rückblick auf die schroffen, grellbeleuchteten Kalkhänge des Kleinen Hörselberges werfend, über dem zur Seite der Große Hörselberg seine scharfe Felsnase reckte, unter welcher der Eingang zur Venushöhle sich birgt.

Rasch schließt sich das Tal des Moosbaches. Eichwälder, von Einzelkiefern durchzogen, treten heran; im Grunde rieselt ein Bächlein durch buntüberblühte Wiesen hin. Über uns wirbelten Lerchen in der Luft, und aus den Wäldern scholl das Singen und Flöten ungezählter heiterer Musikanten. Bald traten die ersten roten Dächer des sehr alten Dorfes Moosbach auf. Ein stilles, abgelegenes Bergnest. Nur wenige Wanderleute verirren sich mal hierher. Bis auf ein paar Dutzend echt thüringer Bauernhäuser, ein paar ehrwürdige Dorflinden, bietet es auch wenig nur. Seine Lage macht seine Schönheit aus. Die einst so kleidsame, bunte Tracht seiner Frauen und Mädchen ist, wie überall auf dem Walde, verschwunden. Ein wenig Ackerbau, etwas Viehzucht — im übrigen muß der Wald Beschäftigung geben, sich durch das Leben durchzuschlagen. Heute läßt man den Kopf hängen, morgen zwitschert man wie ein echter thüringer Waldvogel.

Über dem Dorfe steigt aus Fichtenkronen in wild zerrissenen Felszinnen und glatten Wänden der 490 m hohe Hangstein empor. Er leiht dem Gesamtbilde etwas Düsteres, Bedrückendes, im Gegensatze zu dem gegenüberliegenden, von Buchen eingerahmten Wachstein. Und düster ist auch die Sage, welche die Moosbacher sich von dem Hangstein erzählen, obwohl sie mit einer fröhlichen Kirmse anhebt. Auf einer solchen war es einmal. September schrieb man, und der Vollmond lag über Tal und Bergen. Im Wirtshause lärmten Fiedel und Horn, und das junge Volk drehte sich juchzend im Reigen dazu. Da tauchten plötzlich zwei schöne Jungfrauen unter den Tanzenden auf, die niemand kannte und die doch jedermann rasch lieb gewann. Sie tanzten

heiter mit und lachten, verschwanden aber ebenso geheimnisvoll um die zwölfte Stunde als sie gekommen waren.

Doch einmal geschah es doch, daß sie sich verspäteten. Da sagten sie traurig zu denen, welche um sie waren: Nun werdet Ihr uns wohl nimmer wiedersehen. Länger, als wir durften, weilten wir bei Euch. Unsere Gebieter aber sind hart und grausam. Folgt uns nach, und sehet Ihr die Quelle am Hangstein oberhalb Eures Dorfes rot sich färben, so haben wir für unsere Lust gebüßt. Weinend verließen sie den Kreis der Fröhlichen.

Da gingen viele ihnen nach und mußten nun mit Erstaunen sehen, wie die beiden Mädchen in der Felswand des Hangsteins verschwanden. Und als man endlich an der Quelle angelangt war, erblickte man mit Schrecken, wie rotes Blut der Felswand entquoll. Die Jungfrauen aber sind niemals wieder in Moosbach gesehen worden. — — —

Wenn man endlich die letzten Dorfschulen hinter sich hat, umfängt uns bald immer einsamer sich gebendes Waldgebiet. Der Bach verästelt sich und bildet ebenso viele stille, wiesenausgepolsterte Täler, welche, von Hochwald umrauscht, die Richtung zum Rennstiege, dem Gebirgskamme des Thüringer Waldes, nehmen. Wir schlagen das mittelste Tal ein. Die Straße hört auf. Ein am Talrande emporsteigender Holzweg nimmt uns auf. Herbfrischen Duft strömt der Nadelwald aus, der im lichtgrünen Schmucke junger Triebe ganz herrlich ausschaut. Je mehr der Grund sich engt, um so reicher, blühender gestaltet sich die Wildnis. In prächtigster Wirrnis wuchern da Busch und Dorn, halbmannshohe Farren streben empor, das volle Licht wandelt sich in Dämmer. Der Bach hat längst aufgehört zu rauschen. Dafür gluckert's von allen Seiten um uns aus versumpften Erdtrichtern und Felsklüften. Ernst und Stille weben um uns. Über dem Tale, zu dem wir uns noch einmal rückwärts wenden, schwebt ein Bussard. Im feierlichen Schweigen kreist er langsam weiter,

um endlich hinter der hochthronenden Kuppe des Wachsteins unseren Blicken zu entschwinden.

Uns zieht's auch zur lichten Höhe, und so lassen wir alle Seitenwege liegen und klimmen die steile Bergwand aufwärts. Quellgebiet, Wasserlachen, feuchtes, bemoostes Feldgestein, durch das wir dringen. Einmal schneiden wir einen fuß-breiten Pürschpfad. Neugier lockt uns, ihm ein Stück zu folgen. Da steht am Hange eine wildumbuschte Futterstätte für Rotwild. Heute liegt sie einsam vor uns. Aber die Bäume ringsum zeigen uns, was der Übermut der Hirsche an ihnen sündigte.

Schon bricht's in strahlender Leuchtkraft vor uns auf. Noch durch ein Dickicht von Buchenjungwald, dann ist die Höhe unser. Ein paar Minuten seitwärts und der Wachstein ist erreicht. Dieser 566 Meter hohe Granitriese verdient mit Recht das Sternchen im Führer. Wer zwischen Eisenach und Ruhla entlang zieht, versäumt daher wohl auch nur selten, den Umweg über ihn einzuschlagen. In dem wunder-vollen Vordergrunde ruht das vom Hangstein beschützte, rot-gedächerte Moosbach. Vor uns steigt jenseits laubbedeckter Berge die Wartburg auf. Links in der Tiefe ruht mit seinen blitzenden Teichen Wilhelmsthal. Berge an Berge, Täler an Täler sich reihend! Dahinter die Hohe Rhön, Hessenland, Eichsfeld, Harz und Saalgegend.

Wahrlich! Der Wachstein darf sich mit manchem ge-feierten Punkte messen! Schönheit und Erinnerungen um-fluten uns hier oben auf dem Falsaltan, und zieht die Sonne noch spielende Lichter über die frischen, wogenden Buchenwälder, läßt die tiefste Ferne näher treten, dann bleibt man wie gebannt stehen und reißt sich nur schwer von dieser Stätte los.

Aber schon schlägt wieder Eichenwald um uns, über den Rennstieg geht es hinüber nach Westen in das Tal der Ellna, dessen heiterer, stiller Charakter uns sacht hinüberleitet in den

Bann und Frieden von Wilhelmstal. Noch einmal hebt sich die Straße, von Felswänden bedacht, dann löst mit einem Schlage der Zauber sich vor uns. Nur wenige, weißgetünchte Bauten! Rechts die Oberförsterei, dann das so treffliche Gasthaus „Zum Auerhahn", das bereits zu Goethes Zeit bestand und heute mit Recht ein gefeiertes Ausflugsziel bildet. Links von der Straße dehnt sich der weite Naturpark mit seinen schlichten Schloßgebäuden, begrenzt von dem See und dem Karthäuser Berg. Das Gesamtbild wird aber eingebettet von anmutig geschwungenen Waldbergen.

Wilhelmstal ist ein Idyll im wahrsten Sinne des Wortes. Jeder rauhe Lärm von draußen scheint hier abgewehrt zu sein. Wandelt man hier sinnend unter den alten Bäumen hin, köstlichen Einzelgruppen des Parkes, zwischen blühenden Wiesen, am leise plätschernden See, so dämpft man unwillkürlich die Stimme. Es ist, als sollte den Erinnerungen hier das leise Wort verbleiben. In dieser Landschaft spricht der Pulsschlag echt deutschen Gemüts zu uns.

Wilhelmstal bildet den Mittelpunkt eines Riesennaturparks, der sich zwischen Eisenach und Bad Liebenstein malerisch ausbreitet. Kunstvoll angelegte Straßen überschreiten hier mehrfach das Gebirge. Von dem wellenumspülten Fürstensitze gabeln sich die Wege nach Marksuhl, Salzungen, Eisenach, Altenstein, Liebenstein und Ruhla. Unterhalb der „Hohen Sonne" erinnert eine Inschrift in der Felswand südlich der hier im Bogen niederführenden Straße, daß es Karl August war, welcher sie anlegen ließ. In Stein gemeißelt lesen wir da:

„Des Wohlthaetigen Herrschers kräftiges Wort gab
den Wandrern hier sichere Straße aus wüsten Gebürgen."

Deutschlands genialster Landschaftskünstler, Fürst Pückler-Muskau, war es, dem einst die Idee vorschwebte, das Wald- und Felsgebiet zwischen Eisenach und Wilhelmstal — soweit die weimarische Grenze sich nach Süden dehnt — in einen

zwanzig Stunden im Umfang haltenden Wildpark umzuwandeln, der mit einigen Tausend Stück Wild zu besetzen wäre. Der Mittelpunkt wäre dann die Hohe Sonne am Rennstiege gewesen, an die Stelle des Gasthauses ein Jagdschloß im Cottagestil der Königin Elisabeth getreten.

Den nördlichsten Punkt hätte die wiederhergestellte Wartburg gebildet, den südlichen Abschluß Wilhelmstal, dessen so schlichte Gebäude freilich in ein herrliches Schloß nach Art der englischen Abteien umgewandelt worden wären, ausgeführt in dem rötlichen Sandstein, wie er in der Nähe gebrochen wird. Dann hätte, so schreibt der begeisterte Fürst, diesem Parke außer Meer und Schneebergen nichts gefehlt, was an Elementen eine Landschaft ersten Ranges bedarf, und der großherzogliche Park hätte in ganz Europa seinesgleichen nicht gefunden.

Des großen Gartenkünstlers Plan blieb nur ein Traum. Wilhelmstal zeigt noch heute dasselbe anmutige, heitere, einfache Gepräge. Die Wartburg erstand im neuen Glanze, auf der „Hohen Sonne" ward vor zwei Jahren ein stattliches Gasthaus im Stile jener Tage errichtet, da Karl August mit seinem Dichter und Freunde Goethe in Wilhelmstal so oft weilte.

Denn Goethe hat diese Stätte geweiht. Nicht nur, indem er hier ein- und ausging, vor allem dadurch, daß er in seinem Roman „Die Wahlverwandschaften" bis aufs einzelnste die Landschaft Wilhelmstal wiedergab. Wege und Stege, Baumgruppen, Aussichtspunkte, der blaue, schillernde See, das treffliche Gasthaus „Zum Auerhahn" — sie alle muten uns wie alte Vertraute an. In diesem Tale knüpfen sich die Geschicke der Gestalten des Romans, vollzieht sich ihr Los. Wilhelmstal ist ein klassischer Ort im Thüringer Walde geworden, der uns gleich Weimar, Jena, Ilmenau, Stützerbach, Dornburg und noch manch anderen von den Herzenswunden, Irrungen und Wirrungen des unsterblichen Dichters erzählt. In seinem

Roman hat er seine Zuneigung für diesen friedvollen Erdenwinkel offen ausgesprochen, wieder gut gemacht, was er in jungen Jahren in seinen Briefen an die Geliebte, Frau v. Stein, so oft Unfreundliches und Herbes berichtete. Die Liebe und Sehnsucht nach dieser angebeteten Frau trübte wohl damals sein Urteil. Dem ruhiger gewordenen Manne ging dann später erst der tiefe Zauber Wilhelmstals auf.

Die Ellna, welche den waldumrahmten See des Fürstensitzes speist, tritt jenseits des Sees wieder in ein grünes Tal ein, das sich erst näher der Werra, in welche dann die Ellna einmündet, verbreitert und beackerten Höhen Raum gibt.

Wer wandert wohl von Wilhelmstal noch ein Stück das Tal abwärts oder bis zu Ende, wo die hohen, feierlich auftrotzenden Ruinen der Doppelburg Brandenburg am malerischen Werraufer ragen? Nur wenige! Schon allein bis Attchenbach, eine halbe Stunde unterhalb Wilhelmstal, lohnt sich des Weges. Alles mutet hier an wie ein Idyll, ruft eine Poesie wach, welche heute als abgetan gilt.

Attchenbach, aus einer Schmelzhütte hervorgegangen, ist nur ein einfaches Wohnhaus mit schlichter Sommerwirtschaft. Seine Lage, seine Weltabgeschiedenheit machen seinen Reiz aus. Aus der dicht umsponnenen Laube in Front des Häuschens blickt man das Tal hinauf nach Wilhelmstal. Das Schloß bleibt unsichtbar; ein feiner Duft über dem grünen Grunde deutet an, wo der See sich breitet. Abgegrenzt wird das liebliche Bild durch Waldberge, hinter denen Ruhla eingebettet liegt.

Auch Attchenbach hat seine Erinnerungen, wenn es uns auch nicht vergönnt ist, den Schleier, der über ihnen ruht, zu lüften. Zweifelsohne ist es ebenfalls eine Goethestätte, obwohl die vereideten Goethegelehrten dem Frager die Antwort darüber schuldig blieben. Auch Goethes Tagebücher schweigen darüber. Und doch: wer wollte sich der Ansicht verschließen?!

Zu beiden Seiten des freundlichen Hauses sind auf niedrigen Hügeln Sandsteinmedaillons in eine kleine Felswand eingelassen. Die eine dieser Tafeln trägt die seltsame Inschrift:

„Schoen und wohlthaetig, Gut, wie gottesschoene Natur, waren die ERHABENEN, welche sich im Monat July 1805 auf diesem Hügel durch Menschenliebe, in den Herzen derselben, ein unvergeßliches Denkmal stifteten."

Welche Tat feiert dieser Hügel? Und tönt's nicht wie aus dem „Westöstlichen Divan", was die andere Tafel kündet:

„Mische liebliche Natur
Hier in Wehmuth sanfte Lais,
Sei Du treuer Liebe Spur
Wenn Du hier verweilst."

Wer gibt uns Antwort, wem diese Strophe einst galt? Nur die Wipfeln rauschen leise über uns hin und der Bach murmelt verstohlen zu unseren Füßen. Und Wipfelrauschen geleitet uns den Berg hinan zum nahen Rennstiege, den wir hier beim Forstort Todtenhait überschreiten. Jenseits hinab in ein entzückendes Waldtal, von Felsköpfen eingerahmt, die sich in den Knöpfelsteichen spiegeln. Schon geht ein Glühen und Leuchten um die Bergspitzen, während der Abend lautlos Einzug in das Tal hält. Noch einmal empor durch schweigenden Wald, höher hinan, bis wo Helle winkt. Dann grüßt uns, umstrahlt von lohenden Feuern des sinkenden Tagesgestirns, Thüringens Stolz und Leuchte, unsere Wartburg! Und schweigend huldigen wir ihrer Schönheit!

Aus dem Stammbuche der Wartburg.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts ist Deutschlands ältester Landesfürst, der Bruder der verewigten Kaiserin Augusta, Großonkel unseres jetzt regierenden Kaisers, Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar und Eisenach, aus dieser irdischen Welt hinüber in die Ewigkeit gegangen. Was an ihm sterblich ist, ruht jetzt in der berühmten Fürstengruft zu Weimar, wo bekanntlich die Dichterheroen aus den großen Tagen des Ilm-Athens, Goethe und Schiller, ihre letzte Ruhestatt fanden.

Was der hingegangene gütige und gerechte Fürst dem Reiche, seinem eigenen Lande geleistet hat, soll hier nicht näher beleuchtet werden. Neben dem Großherzog von Baden sah das deutsche Volk auch in ihm den geheimen Schutzwächter deutscher Ehre, den weisen Warner, den charakterfesten Bewunderer Bismarcks, auch in jenen Tagen, wo Deutschlands Begründer wie ein Geächteter durch deutsche Lande hinab zur Kaiserstadt an der blauen Donau zog. Auch daß Bismarck in seinen „Erinnerungen" dem Andenken der fürstlichen Schwester, Kaiserin Augusta, manch herbes und strenges Wort zollt, hat Weimars Herrscher nicht einen Augenblick in seiner festbegründeten Meinung gegenüber dem Titanen im Sachsenwalde erschüttern können.

Karl Alexander war keine impulsive, heißstürmende, leicht bewegliche Natur. Er bietet dem in der zurückliegenden Geschichte Lesenden kein scharf umrissenes Bild, keine aus dem

Rahmen zeitgenössischer Politik plastisch hervorspringende Persönlichkeit. Etwas Abgeklärtes, Gedämpftes, Feierlich-Würdevolles lag über seinem ganzen Wesen ausgebreitet. Laute Töne, grelle Farben schienen gleichsam vor ihm zurückzuweichen. Wie sein Blick oft wie nach innen gekehrt erschien, so war er auch seiner ganzen Natur nach auf das Innerliche gestellt. Laut lachen, laut sprechen habe ich ihn eigentlich nie gehört. Darum ist er auch stets Soldat und Waidmann nur um der Pflichten willen gewesen, welche ihm seine hervorragende Stellung und die leidigen Repräsentationspflichten auferlegten.

Aber der Kunst, deutscher Kunst gehörte sein Streben und Schaffen, sein ganzes Herz! Träger, Fortführer der großen, unvergeßlichen Überlieferungen seines Hauses zu sein, das war ihm gewissermaßen Lebensodem geworden, das hob seinen Idealismus zu einer Weihe, welche ihn unsichtbar umschwebte, eine freudige Weihe, die ihm die Kraft verlieh, mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln im Laufe eines langen und gesegneten Menschenlebens Großes, Dauerndes, Unsterbliches zu schaffen.

Wie einst in den farbenfrohen Tagen der Minnesänger, dann unter der Regierung seines genialen Vorfahren Karl August, so ward auch jetzt wieder sein Hof eine stolze und doch gastfrohe Freistatt aller Künste. Fördernd und beratend, helfend und anspornend, so stand der Großherzog den Vertretern der Künste gegenüber, immer voll Wohlwollen, Güte und Gerechtigkeit, aber auch immer der geweihte Vertreter herrlichster Überlieferungen, um dessen Haupt, nur dem innern Auge sichtbar, eine heimliche Gloriole unvergänglicher Erinnerungen zu spielen schien.

Fiel doch seine erste Jugend noch in die klassischen Tage Weimars. An seinem Taufbecken standen auch Charlotte von Schiller, Frau von Stein, Goethe! Und das große Auge Goethes hat dann noch oft und lange auf dem heran-

wachsenden Prinzen geruht. Mit dem Großherzoge ist nun auch einer von den nur wenigen Zeugen dahingegangen, die noch einen Goethe schauen und sprechen durften!

Das Hauptwerk des heimgegangenen Fürsten aber bleibt seine Wartburg, die er aus Schutt und Trümmern wieder neu und glänzend erstehen ließ, ein wieder erwachtes Dornröschen, heut die Königin aller deutschen Burgen, ein Heiligtum, eine gefeierte Wallfahrtsstätte aller guten Deutschen, ein ragendes Kleinod deutscher Kunst, deutschen Glaubens, deutscher Kraft und Größe!

Gesorgt und gespart, geplant und gehofft hat er um seine Wartburg, darum auch ward sie sein Lieblingskind, mit der sein ganzes Herz aufs innigste verwachsen war. Seine Burg und doch nicht die seine! Denn als ein kostbares, unveräußerliches Weihegeschenk hatte er sie dem deutschen Volke geweiht. Als ich dies ihm einmal gelegentlich einer Einladung auf der Wartburg sagte: da glänzte es in stiller Freudigkeit aus seinen milden, guten Augen dankbar auf. „Allen guten Deutschen gehört sie also?" wiederholte er damals lächelnd.

Hunderttausende sind seit der Wiederherstellung von Thüringens Palladium, der altehrwürdigen Landgrafenveste, droben gewesen und haben in weihevoller Andacht, in sonniger Begeisterung die Räume geschaut, wo einst die gottsuchende fromme Elisabeth wandelte, wo die Harfen der Minnesänger aufrauschten, Luther dem deutschen Volk die Bibel zurückschenkte, und gehobenen Sinnes sind alle wieder von dannen gezogen, das Lob der Veste und ihres hochherzigen Wiedererbauers hinaus in alle Lande tragend.

Und doch haben sie fast alle nicht jene nachhaltige „Wartburgstimmung" genossen, wie jene wenigen, denen es vergönnt war, als Gast des Burgherrn oder seines Burgkommandanten droben weilen zu dürfen, bei Lautenschlag und Becherklang, während die Sonne hinter den Bergen nieder=

ging, Mond und Sterne heraufzogen, die Wälder im Nachthauche leises Wehen heraufsandten und aus dem Tale die Lichter Eisenachs, der alten Lutherstadt, emporblitzten.

Man muß droben länger weilen, heimisch geworden sein, um voll das zu empfinden, was die Wartburg an Feiertagsklängen in die Seele hinein zu tönen vermag. Zu allen Jahres- und Tageszeiten bin ich durch die Räume der Veste geschritten, habe im Anblick ihrer Schöne, unter dem Flügelschlag wundersamer und mächtiger Erinnerungen geträumt: wenn die Sonne über den schauernden Buchenwäldern aufrauschte, hinter fernen leuchtenden Höhen niedersank; im Mondesweben und dem blendenden Schimmer elektrischen Lichtes; in schneeiger Winterpracht und tollen Herbstesstürmen, lastender Sonnenglut und im frischen Frühlingswehen. Und immer war's mir wie weihevolles Empfinden, ihr nahe sein zu dürfen, von der so manchmal das Licht siegstrahlend ausging, zu welcher das deutsche Volk so oft hoffend emporsah, als müsse es von Segen und Kraft an ihren Felsmauern niedergehen.

Und wem es vergönnt blieb, als Gast in den altertümlichen Räumen der Kommandantenwohnung ein- und ausgehen zu dürfen, der weiß auch, was echte Wartburgstimmung bedeutet. Denn hier in dem alten Torgebäude neben dem Ritterhause, in dem die Reformationszimmer liegen, da wohnt noch echte unverfälschte Burgromantik. Das sind noch die ehrwürdigen, halbdämmerigen Stuben und Gelasse, ausgefüllt mit einer Fülle von angesammelten Kunstschätzen, in denen einst Martin Luther fast allabendlich Einspruch hielt, um mit dem Schloßhauptmann von Berlepsch zu plaudern über alles, was ihm das Herz füllte. Hier mag er, einer alten Wartburgüberlieferung nach, wohl auch dem holdseligen Töchterlein seines Gastfreundes zu tief in die Augen geblickt haben, daß er vermeinte, der Teufel wolle ihn am Fleische versuchen, wie er denn auch wiederholt in Briefen an seine Freunde,

davon Melanchthon, bitterlich und ängstlich sich darüber beklagt. — — —

Seit Wiederherstellung der Wartburg ist dann das Heim des Schloßkommandanten für alle Geladenen, alle berühmten und bedeutenden Männer ebenso eine Wallfahrtsstätte, wie auch eine Ruhestätte gewesen zum Sinnieren und Träumen, Schwärmen und Bewundern. Der mächtige Zauber dieser Räume hat es jedem angetan. Der erste Kommandant war der geniale Bernhard von Arnswald. Ihm war es vergönnt, poetische Wochen und Monate mit Moritz von Schwind, Viktor Scheffel und vielen anderen droben zu verleben. Auf ihn folgte sein Bruder, der liebenswürdige, unverwüstliche Hermann von Arnswald, der noch — ein echter Lebenskünstler! — mit achtzig Jahren so fröhlich lachte und die Laute schlug. Gar manchmal ist unser Kaiser, wenn er als Gast auf der Wartburg weilte, zur Dämmerstunde hinüber ins Kommandantenstübchen gekommen, den Alten bittend, ihm zur Laute seine thüringer Volksweisen zu singen. Fürst und Sänger allein! Die ruhelose Welt weit ab. Um beide her nichts als der süße, selige Zauber der Wartburgstimmung!

Heute sitzt als kunstsinniger Burghüter Hans Lukas von Cranach droben, ein Nachkomme jenes bedeutenden Malers, der als Freund Luthers auch mit der Geschichte des sächsischen Fürstenhauses eng verknüpft war. Unter seiner Obhut befinden sich ebenfalls die Stammbücher, welche seit Beginn des vorigen Jahrhunderts auf der Landgrafenveste eingeführt wurden und dem Durchblätterer eine Flut von Erinnerungen an große und gute Menschen wieder herauftauchen läßt und diesen Stammbüchern einen Wert leiht, welcher sie hoch über ähnliche „Fremdenbücher" anderer sehenswerter Stätten im deutschen Lande stellt.

Fast alle gekrönten Häupter Europas und darüber hinaus haben hier oben Einkehr gehalten, einer der geheiligtsten Stätten Deutschlands ihre Huldigungen darzubringen. Männer

der Wissenschaft und Künstler aller Art, Politiker, Erfinder, Gottesstreiter und Feldherrn, Luftschiffer, Nordpolfahrer, exotische Größen — im langen, bunten Zuge wandeln sie mit ihren Namen vor unseren Augen in diesen Stammbüchern vorüber, Bild auf Bild weckend, Erinnerung an Erinnerung knüpfend.

Freilich: Fürsten wie Dichter begnügen sich zumeist mit der blanken Eintragung ihrer Namen. Vielleicht, daß es den ersteren unter ihrer Würde will bedünken, in Worten das zu bekennen, was zur Stunde ihnen das Herz bewegt. Doch auch Deutschlands Dichter schweigen zumeist. Die Harfen bleiben stumm und mögen wohl erst daheim tönen, im heimlichen Nachklang genossener Burgromantik. Und doch bleibt noch eine Fülle von trefflichen Sentenzen, warmempfundenen Versen, Herzensergießungen, Freundschaftstönen, Trutzliedern, Ernst und Humor in Wort und Zeichnungen!

Das älteste Stammbuch beginnt mit einer Eintragung am St. Johannistage (24. Juni) 1818.

Luise, Prinzessin Friedrich von Preußen, nebst Gemahl eröffnen es.

Goethe mag in jenen Jahren nicht mehr zur Wartburg hinaufgekommen sein. Auch der Namenszug seines fürstlichen Freundes Karl August taucht nur noch ein einziges Mal auf.

Die Jugend der Kaiserin Augusta steigt herauf. Im Jahre 1819, in welchem die junge Tochter des Kastellans, in altdeutsche Tracht gekleidet, die Kaiserin Mutter von Rußland empfängt und herumführt, in demselben Jahr besucht auch zum ersten Mal Prinz Wilhelm von Preußen die halb verfallene Burg, welche zu einer Hofhaltung keine Räume mehr hatte und teilweise tief in Schutt und Trümmern begraben lag. Von da ab erscheint der Name des preußischen Prinzen immer häufiger in den Büchern. Wer hätte damals dem schlichten Fürstensohn die herrliche Lebensbahn wohl prophezeien wollen, die zu gehen ihm die Geschichte so wunderbar

vorbestimmt hatte? Prinzregent, König von Preußen, Deutschlands erster Kaiser, dessen greise Heldengestalt schon bei Lebzeiten wie von einem Sagenschimmer plötzlich umwoben schien?! Kein Wilhelm der Große: aber der Gerechte, Gütige, Siegreiche!

1825 finde ich die erste Einzeichnung Karl Alexanders, des späteren Wiedererbauers der Wartburg, der altehrwürdigen Wiege der sächsischen Fürstenhäuser ernestiner und albertiner Linie.

1840 weilt Alexandra, Kaiserin von Rußland, auf der Veste.

Bereits als Erbgroßherzog hatte Karl Alexander den Gedanken einer Wiederherstellung ins Auge gefaßt. Pläne wurden geschmiedet, die Aufräumungsarbeiten setzten ein, Unterkunftsräume für den Hof, die Künstler und Werkleute wurden geschaffen. Auch das gemütliche Trinkstüblein vergaß man nicht im alten Ritterhause einzurichten. Damit war eine neue Aera der Wartburg eröffnet.

Doch auch die „offizielle" Weihe sollte nicht fehlen.

Am 21. Oktober 1842 hielten ihren Einzugstag auf der Wartburg:

Sophie, Erbgroßherzogin zu Sachsen,
Prinzessin der Niederlande,
Carl Alexander, Erbgroßherzog.

Beide sind nun hinübergegangen in das Land der Hoffnung und die deutsche Kunst trauert an ihrer Gruft.

Am 26. Juli 1845 sucht der „Romantiker" auf Preußens Königsthron, Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth die Wartburg auf. Noch in demselben Jahre, am 8. September, betritt die junge Königin von England, Viktoria, mit ihrem Prinzgemahl Albert, die erinnerungsreiche Stätte. Als sie über den Burghof schreitet, fliegt ein Adler darüber hin, welcher eine Feder fallen läßt, die just zu den

Füßee der stolzen Herrscherin niederflattert. Die Huldigung eines freien Königs der Lüfte! —

Könige, Fürsten und Prinzen kommen und gehen. Im September 1850 ist eine große Kirchenversammlung auf dem durch Luther geheiligten Boden. Da fällt manch kräftig Wörtlein. Die Kampflust des großen Reformators liegt in der Luft. Nachstehend ein paar Proben aus dem Album.

„Was hier hat unser Herz empfunden,
Was hier hat Mark und Bein durchdrungen,
Was uns von neuem fest gebunden,
Das haben Lieder zwar gesungen,
Das haben Reden ausgesprochen,
Die uns das Herz gen Himmel hoben;
Doch schwach nur ist es ausgebrochen
Aus tiefer Brust, was da von oben
Allmächtig hat der Geist erregt,
Der alle Räume hier bewegt,
Der Geist des Herrn und Luthers Geist,
Der uns von hier zu Taten reißt!"

Und ein anderer Gottesmann ruft aus:

„Ach, lieber Junker Jörg!
Laß glüh'n des Schwertes Flammen,
Und bring' Dein armes Deutschland
Doch endlich 'mal zusammen!"

Am 31. Mai 1854 weilte Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, „unser Fritz", auf der Veste. Mit ihm sind oben: Manteuffel und — von Bismarck-Schönhausen. Im Jahre darauf finden wir am 20. Mai den Namen Ludwig Richter, des bis heute unerreicht gebliebenen Zeichners deutschen Kinderlebens, deutscher Märchenpoesie. Zwei Tage nach ihm ist König Johann von Sachsen auf der Stammburg seiner Ahnen. Der gelehrte Übersetzer Dantes bringt seine Huldigung der Stätte dar, deren Namen nun wieder lebendig geworden in deutschen Landen.

Am 1. Oktober 1856 ist Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen wieder auf der Wartburg. Diesmal mit dem Generalmajor von Moltke. Von da ab ist der preußische Prinz fast alljährlich ein Besucher der Veste. Er führt seine Gemahlin Viktoria des öfteren hierher, er weilt am 28. September 1867 mit seinen drei ältesten Kindern oben: dem Prinzen Friedrich Wilhelm, unserem jetzigen deutschen Kaiser, dessen Name in diesem Jahre zum ersten Male das Album anführt — dem Prinzen Heinrich und einer Schwester Charlotte.

Wie seinen Vater alljährlich im Frühling die Auerhahnbalz zur Wartburg führte, so wird nun auch der künftige dritte Kaiser droben ein ständiger Gast.

Zum ersten Male zeichnet er sich als Deutschlands Herrscher am 27. April 1889 ein:

Wilhelm I. R. Suum cuique.

Im nächsten Jahr trägt ein Blatt die Eintragung:

„Walpurgisnacht 1890.
Wilhelm, Deutscher Kaiser König von Preußen.
‚Alleweg guet Zollre!'"

1891 weilt der Monarch mit seiner hohen Gemahlin Auguste Viktoria oben. Die nächsten Jahre kehrt er allein mit dem Gefolge ein, um dann an einem Sommertage, den 2. August 1898, vier seiner Söhne dem greisen Großonkel zuzuführen: Eitel Friedrich, Adalbert, August Wilhelm, Oskar. Die letzte Eintragung des Kaisers datiert vom 19./22. April 1899.

Doch wir sind in der Zeit vorausgeeilt. Wie bunt und mannigfach droben der Strom berühmter Gäste aus und ein flutet, mögen nur ein paar Namen dartun, die wir aus dem Jahre 1862 herausziehen. Wir finden da: Wolfgang von Goethe (Enkel des Dichters), Friedrich Hebbel, Emilie von Gleichen-Rußwurm (eine Tochter Schillers), Albert Niemann, königlich hannoverscher Kammersänger, Oskar, Prinz von Schweden-Norwegen.

Im Jahre 1867 ist's, da schreiten zwei hohe Fürstengestalten durch die Räume der thüringer Landgrafenveste, mit sinnenden Augen den Schauplatz zu schauen, auf dem sich Richard Wagners volkstümlichste Oper „Tannhäuser" abspielt: König Ludwig II. von Bayern und sein Bruder Otto, zwei unglückselige Königskinder!

Am 8. Juni 1868 rastet der Führer der Mainarmee, General der Infanterie, Vogel von Falckenstein auf der Wartburg. Er schreibt: „Die Stunden im Genusse einer schönen Natur, im Genusse der Kunst und in der Erinnerung an eine romantische, sagenreiche Zeit zugleich zu verleben, sind uns Sterblichen nur selten beschieden; heute habe ich hier drei solche schöne Stunden verlebt. Dank den Schöpfern dieser Hochgenüsse!"

1869 zeichnet sich der Chef des Generalstabes des XI. Armee-Korps, Oberst Georg Graf von Waldersee, in das Wartburg-Album ein, der vor einigen Jahren nach Ostasien auszog, um Lorbeern um die deutschen Waffen zu winden. 1871 kommt am 29. August Pedro d'Alcantara, der Kaiser von Brasilien hinauf; am 4. November desselben Jahres schreibt der Afrikaforscher Gerhard Rohlfs „Frisch vorwärts!" hinter seinen Namen. 1874 ist Fanny Lewald — ihr Name taucht bereits 1851 einmal in einem Album auf — mit ihrem Gatten, Professor Adolf Stahr, hinauf zur Burg gestiegen, den Schloßkommandanten zu besuchen. Doch sie finden das Nest leer. Der geniale Bernhard von Arnswald, ein Junggeselle, ist ausgeflogen. Fanny Lewald schreibt betrübt in das Buch:

„Ihr Geist, lieber verehrter Freund, umgibt uns hier — aber Sie selbst wären uns nach so langer Zeit in Fleisch und Bein doch lieber gewesen. Können Sie, so kommen Sie übermorgen hinunter — denn jedes Wiedersehen ist ein Überwinder des Todes."

Am 1. Juni 1875 weilt Gustav zu Putlitz als Gast im Kommandantenheim. Der Trinkspruch, den er ausbrachte, hob an:

„Und wieder ladet gastlich diese Veste
In anmutvoller Huld den Wandrer ein.
Gestatte mir den Dankesgruß der Gäste,
Du deutsche Fürstenburg, in deutschem Wein."

Dr. Alexander Ziegler aus Ruhla, der thüringer Schriftsteller, trägt sich mit nachstehendem Sinnspruch am 28. August 1875 in das Stammbuch ein:

„Wir leben so dahin und nehmens nicht in acht,
Daß jeder Augenblick das Leben kürzer macht."

Mary Dorothy Norris aus Oxford, welche wiederholt Kompositionen dem thüringer Palladium widmet, schreibt am 31. Oktober 1883:

„Und wechselt auch Heimat, und wechselt auch Ort,
An den Raum ist der Geist nicht gebunden;
Ein liebes Erinnern nimmt er mit fort,
Und weilt, wo er Liebe gefunden,
Es kehrt kein entschwundener Augenblick mehr,
Doch Erinnerung führt die Vergangenheit her."

Der nun auch vor seinem Fürsten heimgegangene Graf Henckel von Donnersmarck, eine der sympathischsten Gestalten des früheren weimarischen Hofes, kleidet sein Empfinden beim Verlassen der Wartburg am 3. Mai 1885 in folgende wehmütige Zeilen:

„Das Wiederseh'n ist froh,
Das Scheiden schwer —
Das Wieder-Wiederseh'n
Beglückt noch mehr,
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt;
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt."

Ihm war auch in jedem Frühling das Brauen des Maitrankes (Lutertranc = Lautertrank) auf der Wartburg anver-

traut. Wenn Gäste zu der Hoftafel zugezogen, so ward der Maitrank aus schwer goldenen Bechern kredenzt. So genoß ich ihn auch einmal an der Seite des „Maitrankvaters“ an einem Frühlingstage droben.

Der Maitrank war der charakteristische Labetrunk der Veste, zu dessen Ruhm „im Jahre des Heils 1889 im Mai der treue Hof-Frühlingsführer und alte Maitrankvater“, Graf Henckel von Donnersmarck, begeistert sang:

„Waldmeisterlein, du Maienschwank,
Was bist du für ein feiner Trank!
Ein deutscher Mann lobt Gott den Herrn,
Doch trinkt ein deutscher Mann dich gern.
Großherzog, Erbe, Herzogin,
Der deutsche Kaiser trinkt dich hin.
Dir, trauter Burg, zu Wehr und Ehr
Manch' Becher wurde leicht und leer.
Wir stießen an: Gott segne Euch,
Dich Kaiser, Burgherr und das Reich —
Und kommt ein andres Jahr heran,
Wir steh'n und trinken uns'ren Mann!“ —

Im Jahre 1885 weilt Hans Lukas von Cranach oben, der heutige Schloßkommandant. Beim Abschiednehmen am 6. Oktober vertraut er dem Buche an:

„Lieben und scheiden —
sich sehnen und leiden —
wer kann's vermeiden?“

Das Jahr darauf tagen in Eisenach zwei sich bisher befehdende „deutsche“ Schriftstellervereine. Nach langem Wortgeplänkel kam endlich die allseitig ersehnte „Fusion“ zu stande. Daran erinnert die Eintragung des Berliner Schriftstellers Oskar Justinius am 11. Oktober 1886:

„Wo sich einst deutsche Sänger
Bekämpft, erzürnt, gehöhnt,
Haben sich sechshundert Jahre später
Die deutschen Sänger versöhnt.“

Dr. Franz Lechleitner aus Innsbruck, dem die Wartburg ein gut Teil ihrer Kernsprüche verdankt, weilte vom 18. Mai bis 7. Oktober 1890 als Gast auf der Burg und verfaßte in dem Architektenstübchen des Ritterhauses den 1. Band seines Werkes: „Der deutsche Minnesang“. Beim Scheiden von der ihm lieb gewordenen Veste schrieb er nachstehende Worte in das Stammbuch ein:

„Wer mit Liebe einkehrt und mit Liebe ausgeht, der hinterläßt ein Heiliges: und das ist wiederum die Liebe! Der findet eine Heimat der Seele überall, wo er mit Andacht rastet. So wurde mir die Burg eine Heimat der Liebe, des Geistes, der Kunst. Wo aber Liebe ist, da ist Auferstehen, — wo Auferstehen ist, da ist Wiedersehen!“

Nicht ohne Wehmut fällt der Blick auf den Namenszug der einstigen österreichischen Kronprinzessin Stephanie, welche am 4. August 1891 auf der Landgrafenveste zu Gaste ist. Welch eine heimliche Leidensgeschichte zieht da an unserer Seele vorüber! Und wieder: welch ein starker Charakter sprüht aus diesen Schriftzügen! Sämtliche Stammbücher führen keine zweite so kraftvolle Schrift wieder auf!

Noch in demselben Jahre, am 10. Oktober, trägt K. Woermann nachstehende prächtige Verse ein:

„Nicht kalt und tot wie Stein, im Morgenlichte,
Steigt aus lebend'gem Wald die Wartburg auf;
Die Flut der Sage, Dichtkunst und Geschichte
Durchkreist sie wie mit warmem Blutes Lauf.
Wir lieben sie wie ein lebend'ges Wesen,
Das uns sein Herz in Wonne zeigt und Schmerz;
Und dieses Wartburgherz, in dem wir lesen,
Es ist des ganzen deutschen Volkes Herz. —

Paul Heyse, Richard Voß, Hans Hopfen und andere deutsche Sänger ziehen zur Burg hinan. Doch die Saiten lassen sie nicht erklingen. Das Stammbuch weist nur ihre Namen auf.

1892, am 27. August, schreibt ein Pastor aus Madrid, Fritz Fliedner, ein: „Wir sind wie die Lichter; wir leuchten nur, so lange wir uns verzehren.“ Das Jahr darauf, am 18. August, wettert ein evangelischer Pfarrer aus dem Elsaß, Dr. Gisbert:

„Deutsches Singen, deutsches Klagen,
Deutsches Leben, deutsches Reden,
Gottes Wort und deutschen Glauben
Soll kein Papst, kein Teufel rauben!“

Dem heutigen Schloßkommandanten von Cranach widmet am 18. April 1895 Dr. Mannfeld nachfolgende Strophe:

„Ihr Urahn übte selbst die deutsche Kunst,
Und Ihnen ist es jetzt beschieden,
Durch unseres hohen Fürsten Gunst
Die edle deutsche Kunst hier zu behüten.“

Als im Jahre 1896 der Deutsche Reichstag, bar aller Selbstachtung, dem Altreichskanzler im Sachsenwalde die Ehre weigert, da flattert von der Wartburg nachstehende Epistel — Dr. Holtz in Eisenach ist ihr Verfasser — hinüber zu dem weißen stillen Hause unter den niedersächsischen Eichen:

„Als Luther in dem Kämmerlein
Durch manche dumme Teufelein
Geärgert ward ohn' Unterlaß,
Da griff er nach dem Tintenfaß.
Satan fuhr stinkend aus dem Haus
Und mit dem Teufelsspuk war's aus. —
So traf Dein Wurf aus starker Hand
Auch jetzt den Teufel an der Wand.
Den Stänkerei'n laß ihren Lauf,
Hab' Dank und mach' das Fenster auf!“

Max Baumgärtel, der Verleger des bald erscheinenden großen Werkes über die Wartburg, dessen erstes Kapitel noch der heimgegangene greise Burgherr selbst verfaßte, trug sich am 2. Juli 1897 droben sehr charakteristisch und anknüpfend an die Sage von der Entstehung der Veste wie folgt ein:

„Wart' Burg! Du sollst mir eine Burg werden!“
„Wartburg! Du sollst mir ein Buch werden!“

Am 25. April 1899 zeichnet Wilhelm Kreis, der preisgekrönte Sieger im Wettkampf um die Bismarckturmsäulen, seinen Entwurf mit Namensunterschrift in das Album.

v. Seefeld schreibt im Sommer 1899 seinen Dank wie folgt ein:

„Wenn zu der Wartburg heil'ger Pracht
Sich edle Gastfreundschaft gesellet,
Wird selbst der trübste Regentag
Von heit'rem Sonnenschein erhellet."

Im März 1900 scheidet ein lustiges Künstlervölkchen von der Burg und ihrem kunstfrohen Hüter. Recht sorglos-übermütig klingt der Dank der „fahrenden" Leutchen:

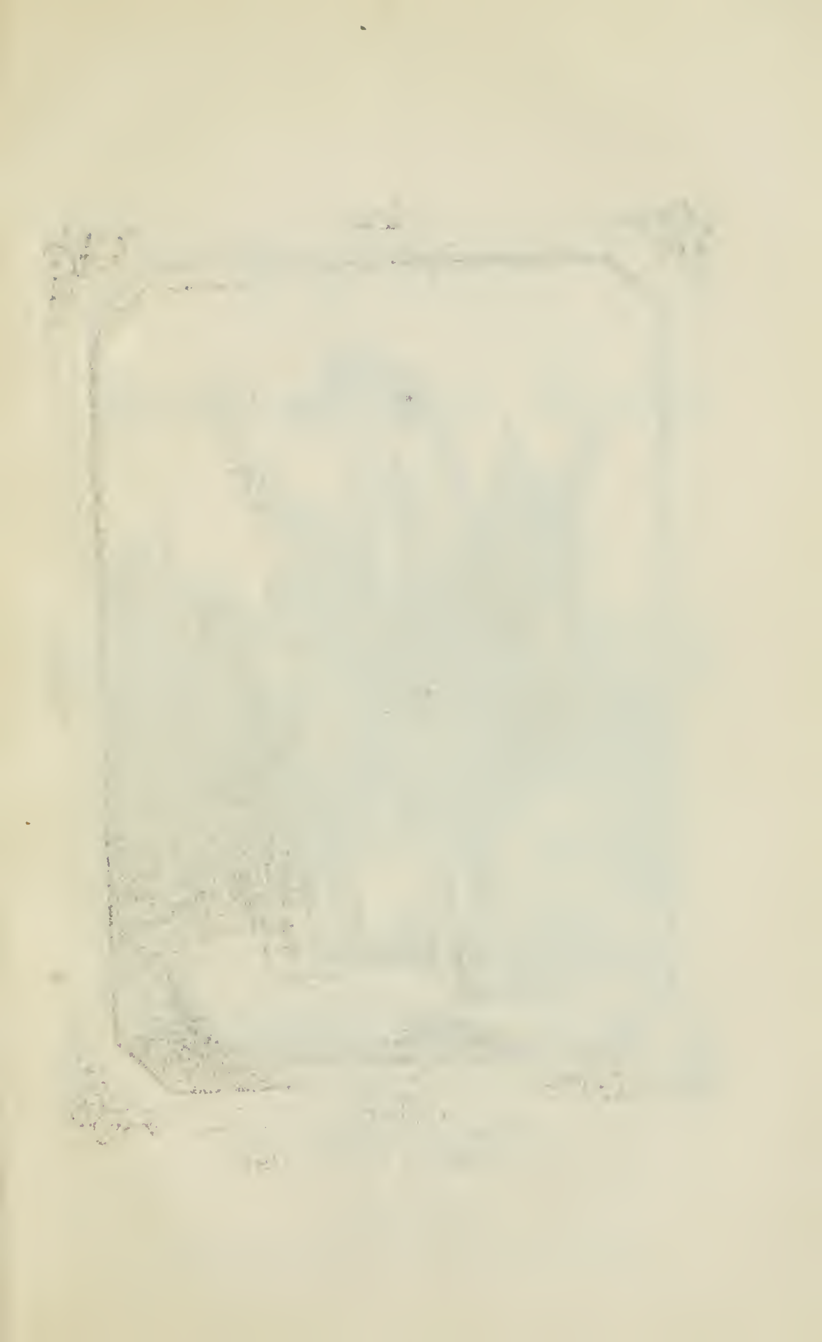
„Ein Künstlerheer zog durch das Land,
Manchmal es nur ein Obdach fand
Hinter einem Zaune.
Wir han' die Kunst getreu gepflegt!
Wer hat die armen Leut' gehegt
In seiner guten Laune?
Er kam von seiner Burg herab,
Bot ihnen Speis' und Trank zur Lab',
Damit sie sich erfreuen.
Wir haben weder Hab' und Gut,
Uns fällt die Feder von dem Hut. —
Hoch, Cranach, dem Getreuen!"

Mit einer eigenen kurzen Eintragung in das Stammbuch mag diese bunte Auslese schließen:

„Wie heilig' Glühen weht um dich
Erinnerungshauch im ew'gen Schimmer.
Wartburg! In deiner Schönheit Licht
Vergißt das deutsche Herz dich nimmer!



Druck von Leonhard Simion Nf. in Berlin SW.





Schiller in Carlsbad 1791.

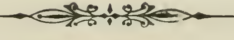
Schiller, Beethoven und Goethe

in

Karlsbad.

Von

Ludwig August Frankl.



Karlsbad.

Druck und Verlag der Franieck'schen Druckerei.



Schiller als Feldscheer.

1780.

„Gehorsamst zu melden, Herr Kommandant!
Der neue Feldscheer ruinirt das Spital!
Er hat zum Messer keine Hand,
Und wird den Kranken sehr fatal."

„„So so! hab's selbst bemerkt! Eil' er fort,
Hol' er den Kerl mir zum Rapport!""

Der Feldscheer, in Uniform gepreßt,
Sich bald in der Thüre sehen läßt.
Ein Degen, wie ein Bratspies lang,
Genirt ihn sehr beim steifen Gang.
Aus schwarzer Kravatte zwängt sich ein Kopf
Und hinten hängt ein gepuderter Zopf,
Er stellt sich linkisch in Positur,
Legt stumm an den Hut die Finger nur.

„Ich höre von ihm verfluchte Sachen!
Er wird das Spital zum Leichenhof machen!

„„Herr Kommandant —““

„Halt er das Maul!
Und steht er nicht da wie ein strupirter Gaul!
Ließ ihn der gnädige Herzog Karl deswegen
In seiner Schule lehren und verpflegen?
Jetzt bringt er zum Dank ihm um die Soldaten —“

„„Herr Kommandant —“

„'s Maul halten will ich ihm rathen!
Ich hab's im Katalog gelesen,
Ist immer zerstreut, ein Träumer gewesen,
Und hat sich schmählich degradirt,
Hat Räuberkomödien geschmiert.
Drum, soll er jetzt ein Pflaster schmieren,
Weiß er nicht wie es anzurühren.
Verschreibt zum Schwitzen statt zum Purgiren,
Beim Aderlaß zittert ihm die Hand!
Ist er ein Feldscheer?“

„„Herr Kommandant!“

„Mir scheint, er will gar raisoniren?
Ich laß' ihn zum Profoßen führen!
Es ächzen bei seiner Mißhandlung die Kranken,
Wo hat er seine verfluchten Gedanken?
Es werden vielleicht die Vagabunden
In seinen böhmischen Wäldern gefunden.“

„„Herr Kommandant —““

„Er defendirt sich sehr schlecht:“

„„Ich kam ja noch nicht zum Wort.““

„Das wär' mir noch eben recht!
Ich werd' ihn vom Spital entfernen,
Noch Einmal Feldscheererei zu lernen!
Doch will er mir folgen, so geht er allein,
Es wird kein Schade um ihn sein.
Was wird an aller Tage End
Aus Gottes Faullenzern auf Erden?
Er hat keinen Geist, hat kein Talent.
Ich rath ihm, lieber ein Dichter zu werden.
Halb rechts! Abgetreten!“

Und Schiller ging unter die Poeten.

Schiller zu Esel.

1791.

Nicht hoch zu Pferd, nicht auf dem Flügelrosse,
Zu Esel reitet der Profet bequem;
Betrachtend rings den Wald, die Felskolosse —
Wie dampft der Knaster ihm so angenehm!

Der Esel trägt ihn fromm und ruhig trabend
Und stört ihn nicht, wie der des Bileam —
Am Föhrenduft, sich an der Landschaft labend,
Pfeift leicht er vor sich hin das Epigram:

„Seltsames Land! hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen!
Bei den Bewohnern allein, hab ich noch keinen verspürt!“

Herr von Schiller.

1802.

Am edlen Fürstenhof in Deutsch-Athen
Ist, wie sie's nennen, wieder Assemblee,
Viel Kavaliere sind geschmückt zu sehn
Und Schleppen und gepuderte Toupets.
Im dichtesten Gewühl ist zu erspähn
Auch Herrn von Goethes Exzellenz,
Gottfried von Herder mag es nicht verschmähn,
Macht Kammerjunkern Reverenz.

Des Herzogs königliche Hoheit geht
Als eine Sonne in dem weiten Kreise,
Und die besternete Gesellschaft dreht
Ehrfurchtsvoll sich rings in Planetenweise.

Nur einer fehlt! Fühlt er den keck
Selbst Sonne sich auf eignen Pfaden?
Er blieb' bescheiden nicht vom Hofe weg —
Man hat ihn „halt" nicht eingeladen!
Hoffähig ist er nicht, man kann
Die Etikette nicht so herb verletzen:
Den schlichten bürgerlichen Mann
Unter geadelte Hofjunker setzen.

Er hat ja nur von Gottes Gnaden
Des Geistes Adel aufzuweisen —
Man kann in höchsten Adelkreisen
Herrn Schiller kurzweg, doch nicht laden!

Nicht hoffähig! dem Zeus das Recht gegeben
Unsterblichen als Gast sich anzureihn:
„Willst du mit mir in meinem Himmel leben,
So oft du kommst er soll dir offen sein!“
Karl August klatschte einst dem Spruche zu:
„Es soll der König mit dem Dichter gehen!“
Mit Wolfgang Goethe ist er du und du
Und Schiller'n soll er nicht bei Hofe sehen!
Er denkt der Dichterworte stät:
Unsinn du siegst!“ und schreibt nach Wien
Und bittet bei des Kaisers Majestät:
„Mein lieber Vetter, adelt ihn!“

Vom Kaiser, einfach oft in seiner Art,
Ist noch die Frage aufbewahrt:
„Ist das, der die Stück geschrieben hat?“
Und unterzeichnet ihm das Adelsblatt.

O, für Unsterbliche welch' seltener Lohn,
Für ewige Lieder, welche Gnaden!
Der neugebackene Herr von
Ward jedesmal bei Hof jetzt eingeladen!

Beethoven und Goethe.

1812.

Vom Rhein und Main die großen Geister,
Beherrscher der Ton- und Gedankengeister,
Sie fanden sich zum Erstenmale
Im einsamen, heilsprudelnden Thale.
Es mochte versenken sich jeder von ihnen
In des Andern Geist, der voll goldener Minen.
Es mochte Jeder hören und lernen,
Wie der Andre gelangt ist zu den Sternen;
Was Worte nicht sagen, ausklingen zu lassen,
Was Töne nicht singen, in Worte zu fassen.

Doch die Gesellschaft voll Reverenz
Umschwärmt Geheimraths Exzellenz,
Begafft zumeist den tauben Mann,
Der Töne nicht hören, doch schaffen kann.
Und selten sind sie ungestört zusammen,
Es schwärmen Mücken immer um Flammen.

Sie wandern wieder in Waldalleen,
Entwickeln und fassen Weltideen —
Und links und rechts bleibt Alles stehn,
Läßt ungegrüßt nicht vorübergehn.

Zum Meister Ludwig Herr Wolfgang sagt:
„Ich bin doch nirgend ungeplagt!
Soll ich denken nun, oder danken blos —
Man wird das dumme Volk nicht los!“
Beethoven trocken erwidert drauf:
„Ei, passen Exzellenz nicht auf.
Sie müssen die Leute mir nicht schelten,
Vielleicht, daß mir die Grüße gelten!“

Die Waldfee.

Prolog, dargestellt am 112. Geburtstage Goethes im Theater zu Karlsbad. *

Waldszene, im Hintergrunde Karlsbad. Die Waldfee fantastisch gekleidet, einen Kranz von Eichenblättern in den Locken, lehnt im Vordergrunde am Sprudel.

Ich lehne hier in sinnender Betrachtung —
Mein Auge schaut zurück in Urweltzeiten,
Wie plötzlich den basaltporphirnen Fels
Der heiße Wasserstrahl allmächtig sprengte,
Der schwankend, einer Silberpapel gleich
Im Sturme, aufschoß in dem finstern Urwald
Und sprudelnd frei die volle Kraft hervorwarf.
Die Wolken hielten an in ihrem Zug,
Erschrocken zagt' der Hirsch und weilt am Quell,
Bis das geheimnißvolle Wunder er
Verrieth, den Sterblichen zu ew'gem Heil!

---

* Das Theater war glänzend beleuchtet. Frau Josefine Gürtler sprach künstlerisch vollendet den Prolog, dem die Ouverture zu Goethes „Egmont" von Beethoven, dann eine Szenenreihe aus Goethes „Faust" folgte.

Das Haus „zu den drei Mohren" war geschmackvoll beleuchtet und ein Transparent angebracht: „Hier wohnte Goethe" 1795, 1806, 1811, 1816, 1826,

Sie nahn, ein halb Jahrtausend ist jetzt voll,
Geschlechter um Geschlechter kommen sie,
Von nah und ferne her der ganzen Erde;
Genesung suchend — findend — scheiden sie
Und segnen dieses Thal und diesen Quell,
Den ich bewache mit dem Geniusauge.

Ich schöpfte Ihm auch, den wir heute feiern,
Aus diesem Lebensquell den Becher voll.
Hier weilt' er oft und schied und kehrte wieder,
Um Lebenslust und neue Kraft zu trinken.
Die Berge kennen ihn, den alten Zauberer,
Wenn mit dem Hammer forschend er sie schlug;
Ihn spiegelte der Strom, wenn er mit Wolken
Im Zwiegespräche ihren Zug geordnet;
Die Pflanzen grüßten ihn mit stillem Neigen,
Wenn ihre Wandlungen er still betrachtet.
Und angelockt von Berg und Quell und Schatten,
Sang er manch schönes Lied, das glorienhaft
Hier einen Fels, dort Wald und Strom vergoldet
Hier hat noch Einmal holder Frauenreitz
Sein Aug' getroffen und sein Herz gerührt,
Zu wehmuthvollem letztem Liebesgruß!
Und wie die Götter oft mit Sterblichen,
Sprach er mit den Bewohnern dieses Thals,
Durch viele Jahre ein willkomm'ner Gast,
Bis daß er schied und niemals wiederkehrte.
Die goldnen Stapfen rings, wohin mein Auge blickt,
Seh ich von seinem Wandel eingedrückt.
So viele Könige auch und Glanz mit ihnen,
Kein größrer je ist dieser Stadt erschienen!

Es glänzt vor Allen herrlich, die da kamen
Sein Bild und sein unsterblich schöner Namen!

Die Hinterkurtine geht auf; die Büste Goethes, von Lorbeer bekränzt, wird sichtbar.

Wer ist, der neben Ihm zu stehen wagt?
Der Alpenhoch die Höchsten überragt!
Wer darf vermessen sich und stolz es wagen,
In seiner Nähe einen Kranz zu tragen?

Sie nimmt den Kranz vom Haupte und geht der Büste zu.

Erkühn' ich mich zu schmücken ihm das Haupt?
Das Mit= und Nachwelt ihm so reich umlaubt.

Knieend.

In Demuth sei mein Kranz zu Füßen ihm gebothen,
Dem ewig Lebenden, dem großen Todten!



Schiller.

Die Kurliste vom Jahre 1791 enthält unter Nr. 370: „Herr Hofrath Schiller nebst Frau, von Jena" und „Ferdinand Eicke aus Eschershausen," (Schillers begleitender Arzt,) „Kirchengasse Nr. 35 zum weißen Schwan."

Die Originalzeichnung des diesem Büchlein beigegebenen Bildes ist von J. C. Reinhart, dem im Jahre 1847 zu Rom verstorbenen, berühmten Landschaftsmaler, nach dem Leben entworfen.

Die „Illust. Zeitung" in Leipzig brachte im Jahre 1848 eine xylografirte Nachbildung des Bildchens; eine lithographirte enthielt Dr. Mannl's „Führer in Karlsbad" vom Jahre 1850. Der „illustrirte Kalender" in Leipzig für das Jahr 1860 zeigt dasselbe Bild in vergrößertem Maßstabe. Dr. von Wurzbachs nicht genug zu würdigendes „Schillerbuch" (Wien, 1859) bringt ebenfalls das Bild. Er meint, daß das Original sich im Besitze der Tochter Schillers, der Freifrau von Gleichen befinden dürfte.

J. C. Reinhart, geb. in Hof 1761, lernte Schiller in Meiningen kennen. Er radirte noch mehrere Blätter, unter anderen auch einen „Gewittersturm" den er Schiller'n widmete.

Die „Augsburger allgem. Ztg." vom 24. Oktober 1859 enthält die Nachricht über einen „höchst seltenen Kupferstich", welcher den leidenden Dichter reitend darstellt, ihm zur Seite seinen ärztlichen Bei=

stand, dessen wir oben erwähnten. Ein Exemplar soll sich in einer Privatsammlung in Wolfenbüttel befinden.

Ist dieses Blatt auch von Reinhart?

Bei der hundertjährigen Feier von Schiller's Geburtstage wurde auf Anregung des Arztes und Historiographen von Karlsbad Herrn Dr. Mannl, eine solche auch in dieser Stadt begangen. Er selbst hielt im festlich erleuchteten Theater die Festrede, worauf das „Lied von der Glocke", von A. Romberg in Musik gesetzt, von den Mitgliedern des Musikvereins aufgeführt wurde. Eine gesellige Abend-Unterhaltung „im deutschen Hof" folgte. Der Reinertrag der Vorstellung fl. 57 wurde dem Zentral-Comite in Wien zugeführt.

Das Haus „zum weißen Schwan" war festlich beleuchtet, zwischen den der Tepl zugewendeten Fenstern der Stuben, die Schiller bewohnte, ein Transparent angebracht, das Schiller's Namen von einem Lorbeerkranze umwunden und die Jahreszahl 1791 zeigte.

Wie schön und symbolisch auch der Schild des Hauses ist, in welchem der große Dichter wohnte, so hätte die Feier eben Veranlassung geben sollen, das Gebäude, welches zufällig unverändert geblieben ist, als „Schillerhaus" übrigens mit Beibehaltung des Schildes zu bezeichnen. Oder trägt vielleicht das bekannte Epigramm die Schuld, daß die Bezeichnung unterlassen wurde?

Wie aber verhält es sich dann mit

Goethe?

Keiner Stadt, Rom ausgenommen, widmete der Dichter mehr Aufmersamkeit als Karlsbad. Seit dem Jahre 1795 besuchte er sie bis 1826; er besang den Sprudel, schrieb Gedichte auf mehrere Plätze, ließ hier eine Abhandlung über die geologischen Schätze der

Umgebung drucken und ordnete die vorkommenden Mineralien. Aber immer heißt noch keines der Häuser: „zu den drei Mohren" neben der Johannisbrücke, „zum grünen Papagei" und „zum Strauß" auf der Wiese, in denen er wohnte, das „Goethehaus".

Beethoven

war nur Einmal in Karlsbad und zwar im Jahre **1812**. Hier traf er das Erstemal mit Goethe zusammen. Die in diesen Blättern mitgetheilte Anekdote ist uns aus glaubwürdigem Munde zugekommen.

Beethoven wohnte im „sächsischen Saale".

Karlsbad, 9. September 1861.

Frankl.





